Paed. Pr.
3290.

Paed. Pr.
Schneid
3290

Jugendspiegel,

oder:

lehrreiche Erzählungen

allen

Eltern, Kindern und Dienstboten

geweiht

vom

Verfasser der armen Hirtenfamilie.

Dritte Lieferung.

Passau,

Druck und Verlag von Carl Pleuger.
(Pustet'sche Buchhandlung.)

1842.

401 B

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Ich folge der Natur,
Und schreib auf ihre Weise:
Für Kinder ist die Milch,
Für Männer starke Speise.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

1.

Das Gebet.

Zwanzig Jahre hatte der Meister Herrman, ein redlicher Handwerksmann in einem Thüringischen Dorfe, sich und seine Kinder redlich ernährt. Nie hatte es ihnen an Kleidung gefehlt, und alle Mittage stund eine große Schüssel voll Gemüse mit etwas Mehlspeise auf ihrem Tische, bisweilen auch Fleisch, und auf die Hauptfeste ein Braten. Aber im Jahre 1770, da schon die Felder grünten, die Vögel sangen, und jedermann glaubte der Frühling wäre da, da fiel in einer Nacht ein so tiefer Schnee, daß man kein Gräschen mehr sehen konnte, und bis an die Kniee im Schnee waten mußte. Es sah traurig aus. Nach etlichen Tagen zerschmolz der Schnee — und da sah es noch trauriger aus. Die Landleute besahen ihre Felder, aber ach! der Schnee hatte sie alle verwüstet! Ganze Aecker, die vor einigen Wochen mit Weizen und Korn bedeckt waren, waren ganz leer, und auf allen stund die Saat äusserst dünne. Da war allenthalben ein großes Wehklagen. Die Erndte kam, und das Wehklagen wurde noch stärker. Viele

Bauern erndteten kaum so viel ein, daß sie davon ihre Aecker wieder besäen konnten, wenige so viel, als sie für sich und ihre Kinder zum Brod nöthig hatten, und noch weit wenigere konnten von ihrem Vorrathe etwas an die Bürger verkaufen.

Daraus entstund große Noth. Sonst waren in den nahen Städten die Märkte mit Wägen und Karren voll bedeckt. Aber jetzo — da kam nur selten eine Fuhre mit Frucht nach der Stadt. Und wenn diese kam — so drängten sich allemal fünfzig und mehrere Personen, die alle Brod für sich und ihre Kinder brauchten, um die Fuhre herum, und riefen: wie theuer die Frucht? ich, ich, ich will sie kaufen, und da forderten denn die Bauern für ihr Getraide immer mehr. Alle Wochen wurde es theuerer, und Meister Herrmann erfuhr es besonders. Wo er sonst einen Groschen für Brod gebraucht hatte, da mußte er jetzt erst zwei, dann drei, dann vier, endlich fünf Groschen schicken.

Und gleichwohl konnte er mit seiner Nadel eben nicht mehr als sonst verdienen. Auf diese Art gerieth der gute Mann in grosse Noth. Weil er fast alles, was er verdiente, für Brod hingeben mußte, so konnte er erst kein Fleisch, hernach auch kein Gemüse mehr kaufen. Eine Wassersuppe und trocken Brod war schon seit etlichen Wochen die ganze Mahlzeit, mit der sich seine Familie behelfen mußte. Doch waren sie dabei vergnügt, und dankten Gott, daß er sie nur nicht Hunger leiden ließe.

Aber auch dieses Vergnügen dauerte nicht lange. Die meisten Bauern, die in seinem Dorfe wohnten, waren so arm, als er. Sie mußten so viel Geld für ihre Speisen ausgeben, daß sie sehr wenig auf Kleider verwenden konnten. Wenn dann ihre Kinder kamen und klagten: „Lieber Vater, ich brauche einen Rock, und ich ein Camisol oder Mieder; so wurden sie immer mit der Antwort zurückgewiesen: Liebe Kinder, es sind schwere Zeiten, es ist jetzt an kein Kleiderkaufen zu denken.“

Auf diese Art mußte der gute Herrmann manche Woche drei bis vier Tage sitzen, ohne daß er etwas verdienen konnte. Und gleichwohl wollte er und seine Kinder doch alle Tage essen.

Da wurde ihm ängstlich um's Herz. Er nahm sein weniges Zinn und verkaufte es. Da das Geld, das er daraus gelöst hatte, aufgezehrt war, so verkaufte er erst seinen guten Rock, dann sein weniges Tischzeug und seiner Kinder Kleider. Aber am Ende hatte er auch nichts mehr zu verkaufen übrig. Es kam mit ihm so weit, daß er einmal des Morgens aufstund, ohne zu wissen, woher er auch nur einen Bissen Brod nehmen sollte. Seine Kinder traten um ihn, drückten ihm die Hände, und riefen: „Brod! Brod! lieber Vater, Brod!“ Da hätte ihm das Herz vor Jammer zerspringen mögen. Doch faßte er sich und tröstete die Kinder. „Diesen Morgen, sagte er, lieben Kinder, werdet ihr wohl fasten müssen, aber zu Mittage sollt ihr alle euch sättigen.“

„Und woher, fragten die Kinder wehmüthig, wirst du Brod bekommen?“

Der Vater wies gen Himmel, wandte geschwind sein Gesicht weg, denn die Thränen quollen ihm stromweise aus den Augen, und lief in die nächste Kammer. Da fiel er auf seine Kniee und seufzte: „Ach, Gott! Ach, Vater! meine Kinder! es sind ja deine Kinder, willst du mich armen Mann den Jammer sehen lassen, daß meine Kinder vor mir verschmachten? Du ernährst ja so viele Vögel und gibst den Raben ihr Futter. Unmöglich kannst du meine Kinder verhungern lassen. Gewiß, das kannst du nicht. Du wirst mir heute noch Nahrung für sie bescheren.“

So seufzte er und hoffte gewiß, daß der gute Gott ihm Mittel zeigen werde, seinen hungrigen Kindern eine Mahlzeit zu bereiten. Schon eine Viertelstunde hatte er hin und her gesonnen, ob er nicht etwas finden könnte, Brod zu schaffen, aber noch wollte es ihm nicht glücken. Da trat sein Töchterchen in die Kammer, und sagte, daß eine Frau ihn sprechen wolle. Er gieng hinaus und traf da eine Bäuerin an, die ihn fragte, ob er sich getraue, in zwei bis drei Tagen einen Anzug für sie und ihre Tochter zu verfertigen. Sie müsse denselben nothwendig haben, weil sie, nebst ihrer Tochter, auf den nächsten Donnerstag zu einer Hochzeit wäre eingeladen worden.

Gerne, gerne! antwortete er, und nöthigte sie in die Stube zu gehen.

Und damit ihr, sagte sie, da sie in die Stube trat, mit desto mehr Freude arbeiten möget, so habe ich euch etwas Lebensmittel mitgebracht. Sie holte einen ziemlich großen Handkorb unter ihrem Mantel hervor — und alle Kinder drängten sich herbei, um zu sehen, was in demselben seyn möchte. Da brachte sie ein Brod heraus, dann einen Topf voll Erbsen, dann Butter und geräuchert Fleisch.

Da schlugen die Kinder in die Hände, sahen einander an, und eines nach dem andern wendete sich um, und fieng an zu schluchzen.

Meister Herrman konnte mit nichts antworten, als mit Thränen.

Was ist denn das? Was ist denn das? fragte die Bäuerin.

Da erzählte ihr der frohe Vater die betrübten Umstände in denen er sich mit seinen Kindern befunden hätte.

Die Bäuerin wurde weichherzig, weinte auch mit, und freute sich, daß Gott durch sie so vielen ehrlichen Leuten das Leben gerettet hatte. Diese Freude war ihr so süß, daß sie sich auf der Stelle vornahm, sie noch länger zu genießen, „von nun an, Meister Herrmann, sagte sie, sollt ihr keine Noth mehr leiden. Ich habe von den vorigen Jahren noch so viele Früchte auf meinem Boden, daß ich euch alle davon ernähren, und doch noch verkaufen kann. Kommt zu mir, so oft ihr Brod brauchet, ihr sollt es allemal haben. Und wenn ihr andere Lebensmittel verlangt, so will ich sie euch nie abschlagen. Ich will euch alles um einen billigen Preis verrechnen, und ihr könnt es ja nach und nach mit eurer Arbeit abverdienen. Ich habe ja auch Kinder, wer weiß, wo es ihnen Gott wieder segnet. Lebt wohl, und verlaßt euch auf mein Wort!“

Die ganze Familie des Meisters Herrmann war vor Freude außer sich. Sobald die gute Bäuerinn weg war, bereiteten sie eine gute Mahlzeit und genossen sie. Die schmeckte! So gut

schmeckte es damals in ganz Deutschland keinem Fürsten, als diesen guten Leuten, denen der Hunger ihre Erbsen gewürzt hatte. Sie dankten aber auch dem lieben Gott recht herzlich, der da mit seiner Hülfe am nächsten ist, wann es scheint, daß die Noth am größten sey. —

2.

Die alte Schuld.

Ein junger Bauersmann, das Bild der Ehrlichkeit, des Fleißes und der Zufriedenheit, ruhte einst auf dem Felde, und aß sein Stücklein Brod. Er trocknete so eben sich den Schweiß an der Stirne, als ein Herr aus selber Gegend vorbei spazieren gieng.

„He, guter Mann! rief er dem Bauern zu, euch schmeckt gewiß recht süß die Ruhe, denn ihr laßt es euch ja herzlich sauer werden. Sagt mir doch, was verdient ihr wohl an jedem Tage? Was gewinnt ihr mit eines Tages Schweiß?“

„Sechs Groschen, lieber Herr, antwortete der Bauersmann, und das ist's auch alles, was mein Fleiß sich tagtäglich zu erwerben weiß. Doch davon darf ich aber täglich nicht mehr als zwei Groschen verzehren, und Gott weiß es, wie kümmerlich und knapp ich damit mich ernähren muß.“

Der fremde Herr fragte weiter: „Freund! wie kann das möglich seyn? Wie könnt ihr denn mit zwei Groschen leben? Wem müßt ihr denn die vier andern Groschen geben?“

„Ja lieber Herr! entgegnete der Bauer, die theile ich sorgsam ein. Zwei hebe ich auf für die Zeit der Noth, die früher oder später jedem droht, der von Taglohn lebt, und sonst nichts weiter zu suchen hat. Und daß ich alles sage: mit zwei Groschen

muß ich Tag für Tag eine alte Schuld bezahlen — o die liegt mir schwer auf dem Herzen!"

Der Menschenfreund blickte den Schuldner mitleidig an, und dachte sich: Das wird wohl was zu bedeuten haben; er langte in die Tasche, und sagte zu dem Schuldner: „Da, armer Mann! da habt ihr etwas, so viel als ich jetzt eben geben kann. Wie würde es mich freuen, wenn ihr damit ganz die alte Schuld bezahlen könntet — und sanfte Huld strahlte aus den Augen des frohen Gebers."

Das Aug voll Thränen, sagt der arme Mann, dem er es gab: Gott lohn's euch, lieber Herr! nun kann ich mich doch auch einmal recht erquicken, vergelts Gott tausend — und tausendmal! Doch meine alte Schuld, lieber Herr, die zahle ich damit nicht so leicht, denn sie hat mehr zu bedeuten, als Sie denken und glauben."

Der Ungenannte dachte sich jetzt: diese alte Schuld sind gewiß alte Sünden, und fragte sehr theilnehmend den Bauern: „Sind es etwa unüberlegte Jugendstreiche, die ihr jetzt noch büssen müßt?"

„Ihr Wort in Ehren, Herr! erwiederte der junge Bauersmann! Sie denken wohl, ich merke es ihnen ab, ich sey einmal ein schlechter Kerl gewesen; davor hat mich der liebe Gott bewahret. Meine alte Schuld ist von ganz anderer Art. Sie sollen's hören, lieber Herr!"

Wie gerne hätte jetzt der Ungenannte seine Frage an den Jüngling wieder zurückgenommen, die dem Unschuldigen ein Jugendstückchen zur Last zu legen schien. Doch der Ungenannte horchte, und der gute liebe Jüngling erzählte.

„Vernehmen Sie die Antwort auf Ihre Frage, mein Herr! sagte jetzt der Jüngling. Zwei Groschen bring ich alle Tage meinen beiden alten Eltern, die nun nichts mehr schaffen, und sich nicht mehr ernähren können. Sie hatten ehemals früh und spät auch für mich viel gearbeitet."

„Aber warum nennt ihr das doch eure alte Schuld?" versetzte der Ungenannte.

„Ach! lieber Herr! antwortete der Junge — wie können Sie erst noch fragen? Ich soll Ihnen sagen, warum ich das, was ich den Eltern schuldig bin, eine alte Schuld nennne? War denn nicht ich meiner Eltern größte Sorge am Morgen wie am Abend? Hat ihre Liebe und Treue mich nicht so weit gebracht, daß ich als Jüngling und als Mann, und wenn es mir auch schon oft Noth und Kummer macht, mein Stückchen Brod mit ihnen theilen kann? Was wäre ich wohl ohne Sie, ohne ihre Wart und Pflege, ohne ihre Mühe und Sorgfalt für mich? Soll ich daher nicht für sie in meiner Jugendkraft die längst bezahlte Arbeit thun — jetzt da sie schon sehr alt sind? Wer könnte wohl diesen Undank ermessen, wenn ich sie im Alter verlassen würde? Nein! — und hier hob der Jüngling die Hände auf, und schwur zum Himmel unter Thränen in den Augen — Nein! so lang du lebest, o Gott! und du lebst ewig — und so lang ich lebe, bin und bleibe ich immer euer Schuldner, liebste Eltern! und bin es gerne: O könnt ich nur mehr für euch verdienen! aber daß ich das nicht kann, das kümmert mich aus ganzer Seele! — Verstehen Sie jetzt, lieber Herr! meine alte Schuld?“

„O höret auf, guter Mann! — Gottes Segen sey mit euch auf allen euern Wegen!“ sprach der fremde Herr und ging. — „Wie doch unter einem solchen Kleid eine solche Dankbarkeit wohnen könne?“ sagte er im Weggehen. — Sein Weg führte ihn ohngefähr zweihundert Schritte noch weiter, bis ins Dorf, wo neben gemeinen Hütten der Besitzer des Dorfes wohnte, ein Mann, in dessen Herzen die Menschenliebe wohnte; ein wahrer Menschenfreund, der über die guten Sitten und Handlungen seines Dorfes ein Tagebuch hielt, und jeden schönen Zug nach seinem Werthe würdigte. Hier im Schlosse dieses Edlen war der Ungenannte wohl gelitten; er kehrte ein, erzählt was ihm geschah, und welchen guten Sohn er auf dem Felde getroffen hatte.

Der Herr des Dorfes erstaunte über die Erzählung des Ungenannten; er ließ sich das Haus der alten Eltern nennen, und schlägt in seinem Tagebuche nach, findet aber von der stillen

Tugend des Jünglings keine Silbe. Er sendet seinen Diener ab. Dieser kommt und bringt die Kunde: es wäre wirklich so, wie der Ungenannte seinem Herrn erzählet hat. Täglich ziehe der gute Sohn von seinem Lohn zwei Groschen ab, um seine alten Eltern damit zu ernähren, sonst wären sie schon längst im Grabe.

„Nun, sagte der Baron, den übertreff mir einer! Der ist ein braver Sohn! O wie danke ich Ihnen, Freund, daß Sie mich mit ihm bekannt gemacht haben. Nein! eine größere Freude, mein Bester, hätten Sie mir heute für meinen Geburtstag wohl nicht bereiten können. Geh, sagte der Baron zu seinem Diener, hol mir gleich den armen Jungen. Auch ich will Ihnen wieder eine Freude machen.“

Im Augenblick, wo der Schloßherr dieß sagte, trat die Baronin ein, mit ihr und um sie die Kinder. Aus allen schien des Tages Freude zu lachen. Man begrüßte sich und setzte sich zu Tisch. Die rührende Geschichte des armen Bauerjungen wurde so ergreifend erzählt, daß manche Thräne floß. Mittlerweile erschien der gute arme Sohn, und alle — alle sahen nur nach ihm.

Der gute Sohn stutzte gewaltig, den Ungenannten, den er vom Felde her kannte, im Zirkel der gnädigen Herrschaft zu sehen. Es war ihm als stünde er auf glühenden Kohlen

„Sohn, fragte ihn der Gutsherr, ich höre du hast Schulden; ist's wahr?“

„Ja, gnädiger Herr! doch aber um keinen Viertels Gulden mehr, als ich dem lieben Herrn da auf dem Felde gesagt habe; und alles bin ich meinen alten Eltern schuldig.“

„Wie viel giebst du denn ihnen alle Tage?“ fragte der Schloßherr weiter.

„Ich habe täglich sechs Groschen; entgegnete der Bauer, und davon gebe ich zwei meinen alten Eltern und gäbe ihnen lieber drei und auch vier — aber lieber Gott! — ach!“ — —

„Ich verstehe dich, fuhr der Baron fort; aber lieber Peter,

wie wär's, wenn künftighin ich diese alte Schuld für dich bezahlte? — Wärest du zufrieden?"

Peter fiel auf die Kniee hin und sagte unter Thränen in den Augen: „Ach, gnädiger Herr! ich wollte früh und spät, wenn Sie meine armen Eltern für mich, ihren armen Sohn, die beiden Groschen gäben, viel tausend Gotteslohn und Segen Ihnen und Ihren Kindern wünschen."

Thränen stiegen Allen in die Augen, und der Gutsherr sagte: „Nein, Peter, nein! so meint' ichs nicht. Du bist ein ehrlicher Bursche. Mit Einemmal sei die alte Schuld abgetragen. Und wie? das will ich dir gleich sagen: — Dich, lieber Peter, mache ich zu meinem Gärtner — und deine Eltern versorge ich, bis sie sterben. Sieh, nun ist deine alte Schuld bezahlt!"

Peter war vor Freude wie ausser sich, und der Gutsherr sprach tief bewegt:

„Wo wär' ein Vater auf dem Thron
Wie in der Hütte, der nicht einen solchen Sohn
Sich wünschte? Wo ein Kind auf Erden,
Das nicht vor diesen Spiegel stehen,
Mit Vortheil sich darin besehen
Und weiser könnt und besser werden?
Ihr Söhn' und Töchter schaut hinein
Und strebt dem Jüngling gleich zu seyn!"

3.

Der gute Lehrer.

Die Einwohner des kleinen Dorfes D. zeichneten sich durch Wohlhabenheit, gute Sitten und Verträglichkeit aus. Nur selten entstand unter ihnen ein Zwist; und wenn es geschah, war Jedermann bemühet, die Entzweiten auszusöhnen. Im ganzen Dorfe

sah man zufriedene Gesichter; denn es gab da keinen eigentlich Dürftigen, und wer durch widrige Zufälle herabkam, dem wurde helfend unter die Arme gegriffen. Und so wie sie unter einander wie Glieder einer Familie lebten, so waren sie auch gegen Fremde freundlich, zuvorkommend und dienstfertig.

Dieses war größtentheils das Werk Martens, der weise Ackersmann genannt. Marten hatte die Einwohner des Dorfes, als er sich dort ein Ackerfeld kaufte, in einem verwilderten Zustande gefunden. Spiel, Zanksucht, Trunk, Faulheit und Bettlerei herrschten dort, als in ihrer Heimath. Dieser traurige Zustand dauerte Marten, und er nahm sich vor, sich nach allen Kräften dem Beßten dieser Leute zu widmen, und die Liebe zu Gott und dem Guten unter ihnen auszubreiten. Es hielt schwer, und es würde noch schwerer gehalten haben, wenn Marten weniger diesem Geschäfte gewachsen gewesen wäre, als er es wirklich war. Er nöthigte Jedermann Vertrauen und Achtung ab; man mußte sein Wohlwollen und seine Redlichkeit bemerken und seine Uneigennützigkeit einsehen. Immer hatte er eine kleine Hülfe, immer einen kräftigen Rath in Bereitschaft und Niemand ging trostlos von ihm. In der Landwirthschaft war er fleißig und emsig, und brachte dadurch wenigstens dem bessern Theile seiner Mitnachbarn eine gute Meinung von seinem Verstande und von seiner Geschicklichkeit in der Feldwirthschaft bei. Einige suchten ihn hie und da nachzuahmen, und erbaten sich dabei seinen Rath. Dadurch gaben sie ihm Gelegenheit zu öfteren Unterredungen, in welchen er ihnen, so oft es ohne Zwang anging, unvermerkt Begriffe (denn er war ein Gelehrter seiner Art) von Tugend, Recht und Pflicht beibrachte. — Es konnte dabei nicht fehlen, die Bauern wurden offenherzig, und klagten Marten nicht selten ihre Noth, und das war ihm eben recht. Sagte einer, daß sein Nachbar mit ihm unfreundlich sei, so erinnerte er ihn freundlich an alle Fälle, wo er auch unfreundlich war, und setzte hinzu: „Dein Nachbar wird es nicht wissen, daß du wieder gut bist mit ihm; du mußt es ihm zeigen. Es wird ihm lieb seyn, denn er hat

letzthin recht viel Gutes von dir gesprochen, und gesagt, er wünsche, daß ihr wieder Freunde würdet." Dann ging er zum Nachbar, und sagte, er solle doch jenen nicht mehr durch Unfreundlichkeit kränken, da er doch mit ihm gut seyn wolle. Stieß einem von Beiden ein Unglück zu, so bewog er den Andern zur Hilfe und die Versöhnung kam von selbst. War einer mit seiner Ehegattin unzufrieden, so rieth er ihm, sie durch Freundlichkeit und Gefälligkeit zu gewinnen, und bereitete dieselbe insgeheim dazu vor. — Klagte einer über Mangel, so ließ er ihm merken, daß auf Nachläßigkeit nichts anders folgen könne, und suchte ihm Arbeit zu verschaffen, für welche er augenblicklich bezahlt wurde; oder er lieh ihm Geld, das er zwar zinsfrei, aber strenge zurückforderte, und dabei Acht gab, wie er den Vorschuß anwendete. Einem Undienstfertigen versagte er eine Zeit lang seine Hilfe; denn sagte er, er müsse empfinden, wie hart es sei, nöthige Hilfe zu entbehren. Dann erinnerte er ihn, und half. Einem Rechtschaffenen war er ganz Freund, und bewog dadurch Viele, jenes auch zu werden. Dadurch wurden nun die Einwohner immer geneigter, den glücklichen Ausgang ihrer Bemühungen den Tugenden zuzuschreiben, die er sie lehrte, und Marten hatte gewonnen. Nun machte er einen Schritt weiter; er unterrichtete. Er trat bisweilen in die Schenke mit einem Buche in der Hand, und that, als wenn er eben vom Spazierwege käme und dasselbe wie von ungefähr bei sich hätte. Er legte es zur Seite. Einige gute Freunde wollten wissen, was es denn enthalte, und weil er sagte, es seien darin viele nützliche Dinge zu lesen, so trugen sie Verlangen, etwas davon zu hören. Er nahm es und las daraus einige Geschichten vor. Das gefiel, und um es kurz zu machen, Marten wurde nach und nach der Vorleser. Er wählte hiezu solche Stellen, welche eine Begebenheit in ein solches Licht setzten, daß die Zuhörer Antheil nehmen mußten, und daß sie in die Stelle derjenigen gesetzt wurden, die sie eigentlich betraf. Die Einbildungskraft wurde in Anspruch genommen, sie mußte Tugend und Laster mahlen. Nebenher bemächtigte sich Marten auch der

Jugend durch ein freundliches, liebreiches nnd anziehendes Betragen. Er lehrte Einige lesen (denn es war im Orte kein Lehrer) und auch etwas schreiben, und nahm dabei Gelegenheit, manchen Samen des Guten in ein unverdorbenes Erdreich zu senken. Die jugendliche Gesellschaft vermehrte sich zusehends, und die regnerischen Tage und Winterabende waren vertheilt. Gerne, recht gerne war die Jugend um ihn, denn er blickte mit milder Freundlichkeit, liebreichem Wesen, und einem majestätischen Ernste auf sie herab, gleich als wenn er allen Vater wäre. Auch seine Lehren hörten sie gerne, weil er dabei diejenige Lehrart gebrauchte, wodurch die Tugend den Menschen interressant und liebenswürdig gemacht wird und wodurch sie unauslöschlich in ihre Herzen eingeschrieben werden kann. Alle seine Lehren und Ermahnungen waren dahin gerichtet, zu zeigen, wie unzertrennlich die Tugend, das ist: die treue Erfüllung seiner Pflichten und die Glückseligkeit sind; obgleich letztere nicht gerade auf Erden zu suchen sei. Marten bediente sich dabei eines einfachen Vortrages, eines ungekünstelten Ausdruckes, und sinnlicher Beweise, um leicht verstanden zu werden. Er bemächtigte sich ihrer Herzen, ihrer Neugierde, und ihrer Aufmerksamkeit durch kleine Erzählungen und Beispiele, die sich unter den Augen der Kinder zugetragen hatten, oder die sie leicht einsehen konnten, und die Kinder waren immer unzufrieden, weun er schloß.

Dieses war der Wirkungskreis Martens, und der Zauberstab, womit er das Dörfchen O. aus den Banden der menschlichen Entwürdigung befreite. Ueber diesem stäten Treiben und Wirken bleichte sich sein Bart und das jugendliche Feuer entwich nach und nach der sanften erfahrnen Miene eines bejahrten Greises. Man hielt ihn einst für reich, aber für sein Alter blieb ihm nur seine Hütte, und — die eifersüchtige Wart und Pflege des ganzen Dorfes. Dieser sorgte für seine Heerde, jener für seine Bedienung und ein Dritter für seine Hütte, und Jeder that es mit Fleiß. Der Eine nahm sich sorgfältig der ihm anvertrauten Lämmer an; der Andere war nirgends emsiger, als wenn es die

Wart des Greises galt, und der Dritte suchte die Hütte täglich zu verschönern. Heute pflanzte er Kürbisse vor dem Eingange, die hoch emporkriechen und zum dämmernden Dache werden mußten; morgen mußte sich das kriechende Epheu gleich einem grünen Netze anmuthig um die nahe Felsenwand weben, und der beschattende Dornstrauch zu seinem Haupte werden; ein anderesmal wurde die Haselnußstaude zu einer grünen Grotte gewölbt, und die Wasserquelle mußte lieblicher aus dem Felsen schäumen, und heller über die Wasserkresse hin, und durch hohes Gras und bunte Blumen quellen; der Hagebuttenstrauch mußte seine rothen Beeren hoch emportragen, und von der Brombeerstaude mit schwarzer Frucht beschlichen werden; und die kriechende Weinrebe umwand die Fruchtbäumchen. — O wie vergnügt schlich der alte Marten in diesem seinem kleinen Paradiese umher, denn ihm eine größere Freude zu machen, als ihm diese war, lag, gemäß seinen Aeußerungen, außer der Macht irdischer Kräfte, und oft sagte er: „Nie konnte mir eine Stadt das geben, was mir das Land reicht. Dort hat man Marmorsäulen, hier Bäume und Reben; dort Gold, hier — darf man nichts kaufen; dort Kunst, hier Natur, mit der auch die schönste und höchste Kunst den Vergleich nicht aushält.“ —

Jetzt nahete sich sein achtzigster Geburtstag. Am Vorabende desselben ging er ins Freie. Es war ein schöner Frühlingsabend, der Schnee war verschwunden; das junge Grün drängte sich überall aus der feuchten Erde hervor; die Bäume streckten nicht mehr nackte Arme zum Himmel, sondern in der weichen, warmen und blauen Luft entfalteten sich die zarten, zitternden Blätter der Pappeln und Birken. Marten bestieg eine kleine Anhöhe, und setzte sich, und erquickte sich lange mit stummem Entzücken an der schönen Ansicht. Zu seinen Füßen war ein glatter Teich ausgebreitet, dessen Tiefe dem Himmel zum Spiegel diente, und die Blicke verloren sich in die weite Ferne an den blauen Bergen, welche die anmuthige Landschaft begränzten. Die Geschäftigkeit fleißiger Landleute, und das Singen munterer Lerchen erhöheten

seine Freude. Jetzt näherte sich die Sonne ihrem Untergange, und einige zarte Wolken schwammen um sie her, und tauchten sich in das goldene Meer. Marten sagte zu sich selbst: „Ach wie wohlthätig und schön ist die Sonne auch bei ihrem Abschiede und morgen wird sie zum neuen Leben und zur neuen Thätigkeit wieder erwachen.“ Jetzt schwamm der Mond, wie ein leichter Nachen in dem Wiederscheine des Abendrothes einher, und er war schöner und zarter als sonst. „Du bist in deiner Kindheit, sagte der Greis, und wirst mit jedem Tage zunehmen an deinem Lichte bis zur vollen Scheibe, und Wolken werden bisweilen dein Angesicht verhüllen. Dann wirst du wieder abnehmen und kleiner werden, und endlich ganz verschwinden. Ein vollkommenes Bild des menschlichen Lebens. Wohl uns, wenn wir unsern Weg, den uns die Gottheit vorgezeichnet hat, so ruhig und sicher einherschreiten, wie du, damit wir reiner wieder auferstehen.“

Es ward Nacht. Marten kehrte in seine Hütte zurück, und schlief unter dem Schutze seines zufriedenen, fröhlichen und ruhigen Herzens sanft. Des andern Tages weckte ihn ein sanfter Gesang.

Er stand auf, kleidete sich an, und ging vor seine Hütte. O welch eine Ueberraschung wartete seiner! In zwei Reihen standen vor der Hütte Jung und Alt des ganzen Dorfes in zierlicher Ordnung, und brachten ihm ihre Wünsche. Dann traten ausgezeichnet gekleidete Mädchen hervor, und überreichten ihm Blumen, Bäumchen und Kornähren mit Begleitung kleiner Anreden. Ein Mädchen, mit einem Bündel Bäumchen in der Hand, sagte: „Siehe hier diese Stämmchen, sie sind von edler Art; du lehrtest uns ihre edlen Kräfte entlocken, und machtest sie uns zum Sinnbilde unserer Gesinnungen und Handlungen.“ Ein anderes Mädchen hielt einen Büschel goldener schwerer Aehren und sagte: „Siehe, du lehrtest uns auch den Acker vom Unkraut rein halten, und fruchttreibende Kraft befördern und stärken, und machtest uns denselben zum Bilde unseres Herzens.“ Nun reichte ihm ein drittes Mädchen einen Strauß von Veilchen und redete ihn also

an: „Diese Blümchen blühen und duften zwischen Halmen, Gräsern und Dornen; sie wirken verborgen, wie der leise wohlthuende Regen des Frühlings. Aber sie werden von den Menschen gesucht, geliebt und geehrt. Du hast uns dadurch Bescheidenheit gelehrt; aber verzeihe uns, lieber Vater, wenn wir in denselben dein Bild verehren.“ Jetzt kam ihm ein anderes Mädchen mit einem Strauß von Feldlilien entgegen, mit den Worten: „Diese Blümchen, die unter dem Schatten des Waldes wachsen, und gleich einem Sonnenlichte mit weißen Glockenperlen prangen, lehrtest du uns als ein Bild der Unschuld und des reinen Herzens liebgewinnen.“ Endlich kam noch ein Mädchen mit Vergißmeinnicht hervor, und sagte: „Siehe, deine Zöglinge wollen sich, deinen weisen Lehren gemäß, immer mit Liebe und Zärtlichkeit zugethan seyn, und dein Andenken soll nie aus ihrer Mitte weichen.“ Und endlich trat ein Jüngling hervor und redete Marten also an: „Lieber Vater, du warst und bist uns das, was der heilige Mann, den du uns vollkommener kennen lehrtest, Judas Rebenhügeln war, ein kräftiges Beispiel und ein zärtlicher Lehrer des Guten. Danken können wir dir nicht genug, und wollen es auch nicht weiter versuchen, denn wir wissen gar wohl, daß du über den Dank erhaben bist, und daß du den Lohn in deinem guten Herzen suchest. Aber verehren wollen wir dich; unsere Kleinen sollen es wissen, wer ihnen gute Eltern gab, damit sie es einst ihren Kindern wieder sagen und erzählen können. Wenn du dich schon lange da oben deiner edlen Thaten freuest, so sollen uns deine weisen Lehren noch vor Straucheln und Fallen schützen. Du weißt die große Eiche, welche in Mitte unseres Dorfes steht; neben dieser wollen wir heute ein junges Eichbäumchen pflanzen, zum Denkmale deiner Redlichkeit. Ihre schlanken Aeste sollen sich über unsere junge Nachkommenschaft wölben, und ihr Schatten soll heiliges Entzücken auf sie streuen, und die Winde, welche in ihren Blättern rauschen, verkünden ihr die Nähe deines schützenden Geistes; sein Wipfel steige empor, und winke jedem Einwohner ermahnend zu, und die zärtliche Mutter zeige nach der vollen

Krone, und sage dem horchenden Kinde auf dem Schooße deine Geschichte. — Verzeih uns diese Ausschweifung, sie thut unseren Herzen viel zu wohl und ist das einzige, was wir aus der Fülle derselben erpressen konnten."

So sprach der Jüngling, und in den Augen des Jünglings zitterten Perlen inniger Rührung. Alles drängte sich um ihn, und gönnte seinem gepreßten Herzen freien Lauf. Die Morgensonne gieng eben in unbeschreiblicher Herrlichkeit auf, und erhöhte die Schönheit der rührenden Gruppe, und der ruhige Morgen, und der Thau, welcher unbeweglich auf den zarten Halmen blitzte, vollendete sie. Endlich ging der Zug nach der Eiche, neben welcher das junge Eichbäumchen gepflanzt wurde. Jetzt stand es da im jugendlichen Schmucke, und man wollte fernere Anstalt machen zur würdigen Feier dieses Tages, da kam die Nachricht, daß des Schulzen kleiner Anton, der schon lange krank lag, dem Tode nahe sey, und Marten noch einmal sehen möchte. Marten machte sich gleich auf und ging auf seinen Stab gestützt und von Einigen geführt nach des Schulzen Wohnung.

Anton empfing ihn mit einem heiteren Lächeln, eine schwache Röthe umflog sein blasses Gesicht und er richtete sich im Bette auf, zog den Greisen zu sich hin und sagte: „Ich muß sterben, „das weiß ich, aber ich sterbe gerne, denn du hast es mir oft „gesagt, daß ich nicht im Grabe bleibe, sondern im Himmel mit „dir und meinen Eltern einst zusammen kommen und nimmermehr „sterben werde. O! ich danke Dir." — Hier sank Anton zurück, lag einige Augenblicke ruhig, dann richtete er sich plötzlich auf, sank wieder zurück und war todt. Die Strahlen der aufgehenden Sonne zuckten auf seinem blassen Gesichte. Der bewegte Greis tröstete nach seiner Weise die Eltern und ging. Dieser und die vorigen Auftritte machten den alten Marten so weich und gerührt, daß er sich zu schwach fühlte der übrigen Feier des Tages beizuwohnen, und er ließ sich in seine Hütte zurückführen, wo er sich seinen wohlthuenden Gefühlen überließ. Erst Abends erbath er sich, daß man ihn auf dem See herumführen möchte. Es

geschah. Der Abend war sehr schön. Ein günstiger frischer Wind schwellte das Segel, und das kleine Fahrzeug zog lange goldene Furchen. In der blauen Luft flatterten die bunten Wimpel, und aus der krausen Fläche des Wassers strahlte das Bild der Sonne wie aus unzähligen Spiegeln zurück. Endlich sank sie unter die Berge, und das Geräusch arbeitsamer Menschen verstummmte, und es herrschte tiefe Stille. Da erhob sich die sanfte Musik einiger Waldhörner vom Ufer her, deren anmuthige Töne sich über den See zu ziehen und unter das Gemurmel der Wellen zu mischen schienen. Der Alte saß auf dem Verdecke und ward über die Schönheit des Abends entzückt. Schon hüllten sich die entfernten Gegenstände in Dunkelheit. Das Abendroth verflog; einzelne Sterne traten mit blassem Schimmer aus dem düstern Gewölke hervor, und dann immer mehre, bis endlich der ganze Himmel mit unzähligen Sternen bedeckt war. Marten hob seine Hände auf und sagte: „Wie prächtig seyd ihr, ihr Wächter „des Himmels und wie weit seyd ihr von mir entfernt! Aber „unser Gemüth erreicht euch doch! Wohl uns, wenn unser Geist „nicht durch Leidenschaften an diese Erde gefesselt ist, und sich über „euch zu erheben vermag.“

So sagte er, und verlangte in seine Hütte; denn der Abend fing an, kälter zu werden. — Als er in seiner Hütte war, ließ er die Einwohner des Dörfchens, welche kamen, um ihm eine gute Nacht sagen zu können, um sich treten, und sprach zu ihnen: „Ihr lieben Freunde, ich danke euch für eure Liebe, und für eure „Folgsamkeit an dem Rande meines Grabes, denn bald wird sich „mein Geist emporschwingen zum himmlischen Vater, und meine „Beine werden im Schooße der Erde vermodern. Euch darf es „aber nicht betrüben, daß ich so nahe dem Tode bin, denn bisher „mußte ich immer für euch denken, und ihr dachtet selbst zu wenig, „ihr sahet immer mehr auf mich, als auf meine Anweisungen. „Werde ich aber nicht mehr in eurer Mitte seyn, so müßt ihr „selbst überlegen, und das wird euch stark werden. Ich gehe „gerne aus der Welt. Es ist wahr, ich habe viele irdische Freuden

„genossen, aber ich fand, daß sie nicht verdienten, den Namen „der wahren Glückseligkeit. Sie flossen mir wie Wasser aus der „Hand, und ließen keine Spur zurück, und alles ist mir ein „Augenblick, wie wenn sich die Abenddämmerung unvermerkt in „Dunkel verliert. Die einzigen Freuden, deren Genuß mir ge„blieben ist, sind — die guten Werke der Liebe und der Weisheit, „durch welche ich euch gesegnet habe. Diese stehen vor mir gleich „blühenden Bäumen, und ihr Schatten wird mich auch in der „Hitze meines Todes erquicken.“ Marten schwieg und die Umstehenden weinten laut, und schlichen nach und nach traurig von dannen. Der Greis betete noch ein herzliches Gebet, und überließ sich der Ruhe. — Als der graue Morgen das erste Flimmern des Morgenrothes verkündete, hatte er einen sonderbaren Traum.

Es träumte ihm, er sey gestorben, und stehe neben dem Sarge, auf welchem sein Leichnam lag und höre das Klagen seiner Freunde. Plötzlich wurde er emporgehoben, und schwebte mit erheiterndem Gefühle über der Erde und fühlte eine Seligkeit darin, von seinem schwerfälligen Körper nicht mehr gefesselt zu seyn. Schöne schlanke Bäume wölbten mit ihren Aesten über ihn ein kühlendes Laubdach, und wohlriechende Blumen redeten in Musiktönen zu ihm, die er wohl verstand, und ein zartes Licht spielte mit den Zweigen und den Blättern. Jetzt verlor sich der Geruch der Blumen, die Töne wurden leiser, sanfter und anmuthiger, und aus den Kelchen der Blumen blüheten menschliche Gestalten hervor. Während er mit dieser Gesellschaft über den Blumen schwebte, verschwand das blaue Gewölbe über der Erde, und Marten wurde von einem unbeschreiblich reinen und anmuthigen Lichte aufgenommen, und schwamm in einem Strome höchster Glückseligkeit. Auf einmal glaubte er wieder in seiner Hütte zu seyn, und von ferne den Gesang eines Leichenzuges zu hören. Es war sein Leichnam hinter welchem er alle Einwohner des Dörfchens in tiefster Trauer erblickte. Ein Schmerz ergriff ihn; er streckte seine Hand nach den Trauernden aus, und — erwachte.

Vor seinem Fenster ging eben ein Leichenzug vorüber, der den Sarg des kleinen Anton zum Grabe begleitete. Er sagte zu sich selbst: „Gehe voran, lieber Kleiner, ich werde dir bald folgen;“ gleich als wenn er's gewußt hätte, daß er in der nächsten Woche schon zu Grabe getragen würde.

Nach seinem Tode fand man unter seinen Schriften folgende Worte: „Ich bin von hoher Geburt, aber ich wollte viel Gutes „wirken, und wählte mir hiezu diesen Wirkungskreis, den ihr „nun kennet, damit mich die Verführungen der Stadt und der „Glanz der Welt hierin nicht irre führen konnten.“

4.

Die unkluge Wanderschaft.

In den Jahren des nordamerikanischen Freiheits-Krieges, als die Engländer in allen Seeplätzen ihre Menschen-Fischer hatten, wollte ein Weberbursche aus einem Flecken des Hochstifts Bamberg seine, den Zünften gewöhnliche Wanderjahre machen. Sein Vater lebte nicht mehr, nur seine Mutter und zwei jüngere Schwestern. Seine Mutter besaß ein Häuschen und ein paar Weberstühle, denen seit ihres Mannes Tod, und jetzt bis zur Rückkehr des Sohnes, ihr Schwager vorstand.

Es wurde Familien-Rath gehalten, wohin sich der junge Bursche begeben sollte. Jakob, so hieß er, wollte eine weite Reise machen; besonders hatte er große Begierde, das Meer zu sehen; darum wünschte er nach einer Seestadt zu reisen. Seine Mutter und sein Oheim hingegen riethen zu einer ganz entgegengesetzten Seite, besonders stellte ihm der Letztere das Gefährliche

einer solchen Reise bei den dermaligen Umständen vor; allein der junge Mensch dachte wie die Maus in der Fabel:

„Bin ich nicht selber groß genug,
Und sind denn nur die Alten klug?"

Er versprach zwar, dem Rath der Verwandten zu folgen, hatte es aber in seinem Sinne ganz anders beschlossen. Als er Abschied nahm, bat ihn seine Mutter, ja den Rath seines Oheims zu befolgen, drückte ihm ein kleines Reisegeld in die Hand, und sagte in ihrer fränkischen Mundart: „Jakob! kommst du brav und gut zurück, so geb ich dir das Häusle, und wenn du was gelernt hast, so hast du Brod."

Das war dem Burschen wohl recht! doch als er die Heimath im Rücken hatte, nahm er seinen Weg schnurgerade nach Norden. Er suchte nicht einmal Arbeit unterwegs; er wünschte sich Flügel, um die Herrlichkeiten einer Seestadt, die vielen fremden Menschen aus allen Welttheilen, das hohe Meer und die großen Schiffe zu sehen. Wenn er nur das hanöversche Gebiet vermeide, meinte er: in Hamburg, als einer freien Reichsstadt, sey er geborgen. Hamburg war also vor der Hand das Ziel seiner Reise. Auf der letzten Nachtstation dahin fand er für den andern Tag einen Reisegefährten, der ihn unentgeldlich mitnehmen, und ihm auch für eine gute Condition in Hamburg selbst sorgen wollte. Vor dem Schlafengehen flüsterte der Wirth dem guten Franken zu, daß er sich in Acht nehmen möchte. Allein der Reisende war ein so ansehnlicher Herr, daß Jakob unmöglich einen Verdacht schöpfen konnte. Des andern Tages war die Zeche im Wirthshause schon bezahlt, als Jakob darnach fragte, so wie auch der Platz auf dem Marktschiff, auf welchem sie nach Hamburg fuhren. — Unterwegs ließ sich der Fremde kalten Braten und Wein geben, und legte auch unserm Franken tüchtig vor. Jakob glaubte, daß er zu guter Stunde diesen braven Herrn getroffen habe.

Abends kamen sie in Hamburg an. Der Herr Reisegefährte nahm den Jakob mit in sein Quartier, hieß ihn sich setzen und sich's bequem machen; er aber ging fort, um eine Condition zu

besorgen, wie er sagte. Ueber eine Weile kam er mit einem Manne zurück, der ein Webermeister seyn sollte, und der unsern Jakob mit in sein Haus führte. Sie gingen durch mehrere Gässen, kamen endlich vor eine Thüre, die sich bei ihrer Annäherung öffnete, und hinter ihnen verriegelt wurde. Er kam durch einen langen, finstern Gang in eine Kammer, wo er mehrere Handwerks-Bursche von düsterm und traurigen Aussehen antraf. Aus diesem Anblick, und da er keinen Weberstuhl sah, fieng er an zu ahnen, was mit ihm geschehen sey; er fragte nun diejenigen, die da waren, wo er denn sey, und was sie da machen? Die konnten ihm nur sagen, daß sie auf die nämliche Weise, wie er, in dieß Haus gekommen; daß man ihnen allen versprochen, sie auf die Herberg oder in Condition zu führen, und da wären ihrer nun allerlei Professionisten beisammen. Jetzt war dem armen Jakob sein Unglück klar; er fing nun an, zu jammern und zu weinen, allein zu spät! —

Vor Tages Anbruch kamen Soldaten in rothen Röcken, und führten sie aus dem Hause. Hier hoffte Jakob auf dem Wege zu entfliehen; aber es ging zum Hinterhaus hinaus schnurgerade in ein Boot hinein, mit welchem sie an ein großes Schiff gefahren wurden. Hier half kein Sträuben und auch kein Rufen: das Schiff lichtete die Anker; die Matrosen und Soldaten schrieen und fluchten so durcheinander, daß das Hülferufen der Bursche nicht gehört wurde unter dem Höllen Lärm der Menge. Mit Kolbenstößen wurden die Widerspänstigen in das Schiff, und dann in den Schiffsraum zu steigen gezwungen, wo sie schon mehrere Unglücksgefährten antrafen. Es mochten ihrer hundert seyn, worunter keine zehn freiwillige, sondern lauter betrogene, und ihrem Vaterlande auf immer entrissene Leute waren.

Unser armer Jakob sah nun seinen Wunsch, das Meer zu sehen, erfüllet; allein er kam ihm theuer, er kostete ihm seine Freiheit, und wahrscheinlich auch sein Leben; wenigstens hatte er eine lange Reihe Elend zu erwarten. Und noch dazu kamen die Vorwürfe, die er sich selbst machen mußte. Er war gegen den

Willen seiner Mutter in dieses Unglück gestürzt; er war gewarnet worden; er durfte Niemand Schuld geben, als sich selbst. Darum war er jetzt auch ganz kleinmüthig und zerfloß fast in Thränen, während die Andern fluchten und lärmten. Doch es half weder Eines, noch das Andere. In einigen Wochen landeten sie in Phlymouth. Hier wurden sie ausgeschifft, um zu exerzieren, und in einigen Monaten gings wieder zu Schiff nach Amerika.

Vier Jahre lang mußte unser Landsmann unter den brittischen Fahnen, zu welchen er gezwungen worden, gegen die Amerikaner kämpfen, und Elend aller Art ertragen. Doch das war noch nicht genug; er wurde gefangen, und jetzt war Hunger sein täglicher Gefährte. Nur mit Lumpen bedeckt, und mit blossen Füssen, mußte er die weitesten Märsche, entweder durch wilde und rauhe Gegenden, oder verwüstete Provinzen machen; die amerikanischen Truppen mußten selbst Entbehrung aller Art ertragen, um so weniger konnten sie den feindlichen Gefangenen geben. In dieser Lage mußten die Gefangenen wegen Vordringen der Engländer in die entferntere Provinz Canade gebracht werden, auf welchem Marsche sie ein und dreißig Tage zubrachten, ohne in eine menschliche Wohnung zu kommen. Die Wenigsten erreichten die Provinz. Unser Landsmann erreichte sie zwar, aber krank und elend, dem Tode nahe, auf einem Karren. Hier erwartete er das Ende seines Lebens, und bereitete sich durch andächtiges Gebet zum Tode vor. Vorzüglich bat er seine Mutter, die er sich schon im Himmel dachte, um Verzeihung, daß er so gegen ihren Willen sich in das Elend gestürzt, und ihr dadurch Kummer verursacht habe. Da er glaubte, es verstünde ihn Niemand — denn seit langer Zeit hatte er kein deutsches Wort mehr gehört — so betete und sprach er laut mit sich selber. Jetzt näherte sich ein Mann seinem Lager, und redete ihn in deutscher Sprache an, gab sich ihm als Landsmann zu erkennen, tröstete ihn und versprach, im Falle er sterben sollte, seinen Verwandten in Deutschland von seinem Schicksale Nachricht zu geben; sollte er aber genesen, so wolle er ihm alle mögliche Hilfe verschaffen, noch einmal sein Vater-

land zu sehen. Auch brachte er ihm gleich ein Hemd; eine Wohlthat, die der Arme schon lange entbehrt hatte. Durch bessere Pflege genas Jakob wirklich. Jetzt verschaffte ihm sein Landsmann Arbeit bei einem Weber. Wie froh nun Jakob war, und wie er seinem Freunde dankte! Auch arbeitete er sehr fleißig. Als die Gefangenen ausgewechselt wurden, verläugnete man ihn, und bis der Krieg ganz zu Ende war, hatte er sich schon so weit erholt, daß er Kleider und etwas Geld hatte. Jetzt erwachte der Wunsch, sein Vaterland zu sehen, wozu er bisher keine Hoffnung hatte, doppelt in ihm. Seine deutschen Freunde — er war jetzt in Neu-Braunschweig, einer Stadt von Deutschen angelegt — legten eine kleine Sammlung für ihn zusammen, und ein deutscher Kaufmann besorgte seine Abreise und Ueberfahrt.

Nach vollen, in dem bittersten Elend, überstandenen acht Jahren, betrat Jakob den deutschen Boden in eben der Stadt, wo er seiner Freiheit beraubt worden. Er eilte von da nach seiner Heimath, in der Hoffnung, etwa doch noch seine Mutter am Leben zu finden; aber an der Hausthüre stand eine Frau mit einem Kinde auf dem Arme, das war seine Schwester, die bereits nach dem Tode seiner Mutter das Haus übernommen, da man von dem Bruder nicht das Mindeste erfahren konnte. Es war also wegen seiner eigensinnigen Reise und seines Ungehorsams das Häusle für ihn verloren. —

5.

Das Samenkörnlein.

Es waren zwei Brüder, welche einmüthig und friedlich neben einander wohnten, und nachbarlich lebten in traulicher Freund-

schaft. Zu selbigen kam ein unbekannter Pilger, der kehrte ein unter ihrem Dache, und sie nahmen ihn gastlich auf und bewirtheten ihn freundlichst. Der Pilger aber war voll ernsten geheimnißvollen Wesens, und sprach nicht, denn in sinnigen, tiefen Worten; und die Brüder betrachteten ihn mit Ehrfurcht, gleich einem Manne, der aus dem heiligen Lande komme, oder aus der Vorwelt frommer Zeiten erwacht wäre. Als er nun wieder aus dem Hause der beiden Brüder ging, trat er zu ihnen hin, und reichte jedem ein Samenkörnlein, dessen Natur und Kraft er mit wundersamen Worten nannte, und gebot ihnen, solches in die Erde zu legen und sorgsam zu pflegen, auf daß es seine sonderlichen Gaben entfalten, und ihnen die köstliche Frucht bringen möchte. Da ging der Aelteste hin, und wählte einen Platz, welchen er als den besten kannte, und machte das Erdreich mild, und legte hinein mit frommen Wünschen das seltene Körnlein. Der jüngste aber zankte mit ihm und sprach: „Du hast thöricht gethan, daß du solch seltenes Körnlein dem Verderben Preis gegeben; so mögen es nun gar leicht die Würmer fressen, oder so es aufgegangen ist, mag es der Nachtfrost verderben, oder die Raupen es zernagen, und du hast es für immer verloren. Ich will klüger handeln, und dasselbe Wunderkörnlein als den größten Schatz meines Hauses verwahren, daß es mir und meinen Nachkommen zum beständigen Andenken verbleibe. Und er that also, und verbarg das Körnlein in einer köstlichen Büchse, und trat jeglichen Tag hinzu, es zu besehen, und freute sich immer, so oft er es sah. Der Aelteste aber pflegte des Körnleins, und deckte es zu, daß die kalten Nächte ihm nicht schadeten, ehe es den Keim an das fröhliche Licht des Tages sendete. Und als sich der Keim hervorgedrängt hatte aus der Erde, so verwahrte er das Pflänzlein mit aller Sorgfalt, und ward nicht müde, und ließ nicht ab, und schützte es vor dem Winter, und nahm die Hacke, ihm den harten Boden zu lockern, und that alles, was er wußte und konnte, sein Bäumchen zu erhalten, und achtete der Mühe nicht, wenn auch schon der Lohn noch ferne zu seyn schien. — Der

Jüngere aber trat hinzu, verlachte seinen Bruder und seine Mühe, rühmte die Lust, die ihm sein Körnlein both, und hatte es nochmal so lieb, weil es ihm keine Mühe kostete. Und er zankte mit Jedem, der ihn tadelte; er war voll Grimms, wenn es Jemand antasten wollte, und dachte in seinem Herzen, es blutig zu rächen, wenn Jemand ihm sein Körnlein rauben oder verletzen würde.

Es waren aber viele Jahre vorbei geeilet, und die Brüder selbst waren alt geworden, — siehe da trat der wunderbare Fremdling zu ihnen ein, und redete sie an und sprach: „So legt nun Rechnung, was ihr gethan habt mit meiner Gabe, und lasset mich sehen die Früchte meines Geschenkes, daß ich mich ihrer auch freue!" — Der Aelteste sprach: „Komm und sieh es!" — Und sie traten unter einen Baum, der emporgewachsen, gleich einem Zederbaum, und breitete seine Aeste weit um sich, und hatte sich geschmückt mit den herrlichsten Früchten, also daß er prangte, wie ein Baum im Paradiese. — Und der Erstgeborne sprach: „Siehe Herr, so hat mich deine Gabe belohnet, ob sie mir gleich mancherlei Mühe und Sorgen gemacht hat. Nun aber haben von den Früchten dieses Baumes ich und meine Kinder und viele Ermattete genossen, und sind gestärkt worden, und gelabet von seinem Schatten. Und mein Liebstes ist der Baum, und ich beobachtete es mit Freuden, daß er in dem Laufe jeglichen Jahres höher hinaufsteiget zum Himmel, als wollte er mir ein Führer werden zum Lande der Seligen, nnd meinen Namen verewigen auf Erden." — Also sprach derselbe, und blickte hinauf zur Höhe des Baumes, seines Lieblings, und sein Blick verlor sich in den Wolken, und eine himmlische Ruhe erfüllte wieder sein freudiges Herz.

Dem Jüngern trafen solche Worte das Herz, und er wagte nicht, seine Augen aufzuheben, und schlich sich von dannen. Da segnete der Pilger die Treue des Mannes, und sprach: „O selig bist du, der du geglaubet, und im Glauben gehandelt und geliebet, uud in der Liebe gehoffet hast!" — Das Körnlein ist der

Glaube, der da selig macht, wenn er durch Liebe thätig ist; wenn er aber nicht Werke hat, so ist er todt an ihm selber. — O Samenkörnlein des Glaubens! wirke so thätig im Herzen eines jeden Menschen!!! —

6.

Der edelmüthige Bauers-Sohn.

In einem Dorfe in Bayern wohnte noch vor einigen Jahren, und in der Zeit, wo Güterzertrümmerungen verarmter Bauern an der Tags-Ordnung waren, eine Bauern-Familie, die anfänglich arm war, aber durch ihre Wirthschaft, Fleiß, Arbeitsamkeit und durch Gottes Segen bald in einen gewissen Wohlstand kam. Diese Familie bestand aus Vater, Mutter und sechs Söhnen. Einer von diesen verheirathete sich, war aber nicht glücklich. Der Vater starb, und die fünf übrigen Söhne blieben bei der Mutter zu Hause. Diese ordnete alles in der Wirthschaft an, und die Söhne gehorchten ihr aus Liebe. Sie heiratheten nicht, hauptsächlich weil keiner von ihnen gern die Mutter verlassen, noch weniger eine fremde Weibsperson in's Haus bringen wollte, wodurch ihrer Meinung nach, leicht Uneinigkeit mit ihrer Mutter hätte entstehen können. Den Anbau der Grundstücke trieben sie gemeinschaftlich; aber Jeder von ihnen hatte noch ein Handwerk gelernt, und was er damit im Winter verdiente, das war sein eigen. Die Mutter erreichte ein hohes Alter, und da sie in der letzten Zeit schwach und hinfällig ward, empfieng sie nun den Segen wieder, den sie ihren Kindern durch die mütterliche Pflege und Sorgfalt in der Jugend ertheilt hatte. Die Söhne pflegten, hoben und trugen sie wie ein Kind auf ihren Armen, und als

sie starb, nahmen sie von ihr Abschied mit der Hoffnung eines baldigen Wiedersehens im Himmel. Einige Zeit hernach starb einer ihrer Nachbarn, und hinterließ dreihundert Gulden Schulden. Sein Sohn hatte acht Kinder, dessen ungeachtet wurde dessen Haus und Gütchen von Obrigkeits wegen zum öffentlichen Verkauf ausgeboten, um die Schulden damit zu bezahlen. Aber Niemand aus der Gemeinde wollte darauf bieten, weil sie wohl dachten, daß der Mann mit seinen acht Kindern nicht unter freiem Himmel bleiben könne. Da kam ein Fremder, und bot darauf, so daß sich dieser arme Mann mit seinem Weibe und Kindern in der peinlichsten Verlegenheit befand. Nun ging einer von den obgedachten fünf Brüdern zu ihm hin und sprach: „Verzweifelt nicht, Nachbar! da oben im Himmel wohnt einer, der wird wohl Rath finden; ihm ist kein Ding unmöglich.“ —

Von da aus begab er sich zum Gerichte, bot auf das Haus und erhielt es. — Unverzüglich ging er zu dem trostlosen Nachbar mit seinen vielen Kindern, erzählte ihm den Vorgang und sprach: „Für euch, lieber Nachbar! habe ich das Haus gekauft. Könnt ihr mirs einmal wieder geben, wenn eure Kinder groß werden, und euch helfen, so ists gut; wo nicht, so seid auch ruhig, und laßt euch nichts anfechten. Gott wird mir's auf eine andere Art wieder geben. Aber daß es ja Niemand erfährt. Meine Brüder möchten sonst nicht damit zufrieden seyn, daß ich's von meinem eigenen Gelde bezahle.“

Diese Geschichte ist wahr, und kann verbürgt werden.

Nun ihr Hausväter und Nachbarn — ihr Kinder und Dienstboten! Wie gefällt euch diese Geschichte? —

7.

Der falsche Weg, froh und glücklich zu werden.

Ein Unglücklicher, der sich durch unordentliche Wirthschaft und mancherlei Ausschweifungen in Armuth gestürzt, sich dann, um sich gegen das Gefühl der Noth zu betäuben, den Trunk angewöhnt und in einem Anfalle von Wuth und Verzweiflung seine Frau, die ihm öfters Vorwürfe machte, mit einem Messer so verwundet hatte, daß sie wenige Tage nachher starb, wurde gefänglich eingezogen. Nachdem er verhört worden war, und schon mehrmals im Gefängniße sich zu tödten gesucht hatte, faßte er den Entschluß, sich zu verhungern. Vermuthlich fürchtete er ein Todesurtheil, und wollte diesem, indem er sich schämte, in eben der Stadt, in der er bisher gelebt hatte, unter des Scharfrichters Hand zu sterben, durch verzweiflungsvollen Entschluß zuvorkommen. Man hatte schon alle Mittel angewendet, um ihn dahin zu bringen, etwas Speise zu sich zu nehmen; aber Alles war vergebens. Endlich am achten Tage, nachdem er zu fasten angefangen hatte, ließ man den Pfarrer, seinen ehemaligen Beichtvater rufen, um diesen Unglücklichen, wo möglich, durch Gründe der Religion zu bewegen, von seinem Entschluße abzulassen. „Ich hatte ihn — erzählt der Pfarrer — in seinem vorigen Leben sehr gut gekannt, war öfters mit ihm um gegangen, und hatte ihn schon manchmal gewarnt; aber seine Geschichte liefert einen Beleg zu der so oft bestättigten Wahrheit, daß, wenn der Mensch einmal vom rechten Wege abgleitet, und die Seele in Unordung geräth, er immer tiefer sinkt, und zuletzt wenig oder gar keine Lust und Kraft in sich fühlt, zurückzukehren.“

„Ich kam, — fährt der Pfarrer in seiner Erzählung fort — er sah mich starr an, als ich ins Gefängniß trat, doch schlug er

bald die Augen nieder. Ich redete ihn an, und stellte ihm vor, wie tief er gefallen sei. Wie oft — setzte ich hinzu — sagte ich es ihm in seinem vorigen Leben, wohin das Laster führt, und wie Eine Sünde immer von mehreren begleitet wird. Hätte er doch auf meine Warnungen geachtet! Allein noch will er stille stehen. Er will die letzte, schrecklichste Sünde hinzufügen; er will Mörder an sich selbst werden! — Lieber Freund! besinn er sich! will er sich denn nun ganz und auf ewig unglücklich machen? — Hier hielt ich inne, und es war, als wenn eine Thräne aus seinem Auge käme. Ich fuhr fort: „Er hat sich zeitlich unglücklich gemacht; er hat aber nun als Gefangener Zeit, über sich selbst und sein Leben nachzudenken, Thränen der Buße vor Gott zu weinen, und das durch Reue und Glauben wieder zu vernichten, was er bis dahin böse gemacht hat. Wenn er nun aber, anstatt mit dem ungerathenen Sohne, der auch tief gesunken war, bei sich zu denken: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen" — das Maß seiner Sünden verzweiflungsvoll anhäuft, und zu allen den Thorheiten, die er in seinem Leben begangen, und durch die er sein Gewissen belastet hat, noch die letzte und schrecklichste Sünde hinzufügt, und Mörder an sich selbst wird, — sage er, lieber Freund! was denkt er? Will er sich ewig unglücklich machen?" — Es drängte sich nun ein leises und unwillkührliches Nein aus seinem Munde. Ich ergriff es schnell, und sagte: „Er antwortet nein, und doch will er sich selbst tödten? Das solle Gott gleichgiltig sein, ob ein Mensch sich selbst das Leben verkürzt oder nicht? — Oder glaubt er etwa, sich dadurch der Oberherrschaft Gottes sich ganz zu entziehen? Da betrügt er sich sehr. Konnte er sich doch nicht seinen menschlichen Richtern entziehen, wie viel weniger wird er sich dem Richter, der im Himmel wohnt, entziehen können! Er kann seinen Leib entkräften und tödten, und dadurch freilich der Strafe, die die bürgerliche Obrigkeit über ihn verhängt, entgehen; aber schrecklich ist's, als ein vorsetzlicher Selbstmörder in die Hände Gottes zu fallen. Seine Seele stirbt nicht, das fühlt er ja schon jetzt. Sein Leib ist kraftlos, aber in seiner

Seele lebt ein böses Bewußtsein. Und dieses wird er mit hinübernehmen; er wird Ruhe suchen und keine finden. Das Schrecklichste, was ihm auf Erden begegnen könnte, selbst der Tod — und ich glaube gewiß, daß es so weit nicht kommen wird — ist nichts gegen dieses Bewußtsein, das er sich dort bereitet, wenn er alle Anstalten Gottes zur Rettung seiner Seele kraftlos macht, und statt sein Gewissen zu reinigen von allen todten Werken, dieses vielmehr noch mit der letzten und schrecklichsten Sünde, die er thun kann, befleckt. O, er wird gewiß noch in seiner letzten Kampfesstunde bereuen, daß er den verzweiflungsvollen Entschluß faßte, wird dann sich wieder durch Speise und Trank stärken wollen, und es nicht mehr können — lieber Freund! — „Hier ergriff ich ihn bei der Hand, — besinne er sich! verzweifle er nicht! Verzweiflung macht unsern Zustand nicht besser. Auch er kann Gnade finden vor Gott. Folge er meinem Rathe! Ich hab's immer gut mit ihm gemeint. — Er antwortete nichts, und ich ging weg, um ihm Zeit zu lassen, nachzudenken, und mit der Hoffnung, daß er seinen Entschluß ändern würde.

„Aber ich hatte mich geirrt — fährt der Pfarrer fort. — Die Seele schien schon in eine gewisse Verwirrung gerathen zu seyn, und ich erhielt nicht einmal eine Antwort, da ich ihn am folgenden Tage wieder besuchte, und Mehreres fragte. Es war freilich von jeher viel Tückisches in seinem Charakter gewesen, aber jetzt schien sein stierer Blick schon von der Verwirrung zu zeugen, die in seiner Seele da war. Ich redete ihn zwar noch einmal an, allein es war vergeblich. Ich nahm daher Abschied von ihm, indem ich ihn bei der Hand nahm und sagte: „Ich sehe ihn nun wahrscheinlich nicht wieder hier auf Erden, aber dort vor dem Throne seines Richters. Möge er dann nicht den Bergen verzweiflungsvoll zurufen: Fallet über mich! Leb er wohl! Gott sei ihm gnädig!" Er blieb unempfindlich und ich ging.

So weit der Pfarrer. Der Unglückliche blieb noch vier Tage in diesem Zustande. Erst am fünften Tage forderte er etwas zu trinken, nachdem er fünfzehn Tage ohne alle Lebensmittel

geblieben war. Allein, obwohl er wieder zu essen und zu trinken anfing, (es war als er das erste Mal wieder etwas forderte, als erwachte die Seele aus einem tiefen Schlafe, und als wüßte sie nichts von dem Vorgegangenen) — so war doch der Ausgang seiner Geschichte der Tod, der nicht lange darauf erfolgte.

Die Geschichte dieses Mannes und seiner Frau scheint die Geschichte so mancher andern Familie zu sein, daher sie wohl verdient, mehr beherzigt zu werden. So lange Geld da war, lebten beide Eheleute in ziemlich zufriedener Ehe. Leider aber hatte die Frau einen Hang, groß zu thun, und zu verschwenden, weßwegen sie auch der Mann, der nicht weniger einen Hang zu sinnlichen Vergnügungen hatte, oft zu Spazierfahrten nach den benachbarten Dörfern und zu andern unnützen Ausgaben mit leichter Mühe beredete. Ueberdieß war sie zanksüchtig und statt den Mann mit Liebe und Freundlichkeit von diesem oder jenem zurückzuhalten, bestürmte sie ihn mit Scheltworten und bittern Vorwürfen. Vermögen und der Verdienst würden immer geringer, denn bei jenem Hange des Mannes zu sinnlichen Vergnügungen wurde das Gewerbe vernachläßigt, und das Uebrige von der Frau nicht wohl eingetheilt, woraus zuletzt natürlich Mangel und Armuth entstanden. Er, des guten Essens und Weintrinkens gewohnt, gewöhnte sich nun, da das Geld nicht mehr zureichen, und die lüsterne Zunge befriedigt seyn wollte, das Branntweintrinken an, und verlor darüber, weil er schlechte Arbeit machte, und seinen Kunden nicht gehörig abwartete, immer mehr seinen Verdienst, und die Einnahme wurde immer geringer; und doch wurde die Familie zahlreicher. Jetzt suchte er sich durch das Lotto zu helfen, träumte Tag und Nacht von Amben, Ternen, Quaternen, und gewann nicht nur nichts, sondern sank nothwendig immer tiefer herab, indem er auf eine gehoffte Terne borgte, versetzte, und dann nicht bezahlen oder wieder einlösen konnte. Dies verursachte dann Streit zwischen ihm und der Frau, und des Zankes wurde kein Ende. Freilich hätte der Unglückliche sich dadurch zur Rückkehr und zum Abstehen von seiner bisherigen Lebensart

sollen ermuntern lassen. Aber er hatte dem Laster schon zu viele Gewalt über sich eingeräumt, fand bei seinem Gewerbe zu viele Steigungen zu demselben, und wollte — durch Liebe gewonnen sein. Zwar fing er zu gleicher Zeit an, fast in alle Kirchen zu laufen; aber es war ein von der Verzweiflung erzeugtes Kirchengehen, und konnte keine großen Wirkungen hervorbringen, und am wenigsten die, welche er davon erwartete — wunderbare Verbesserung seiner zeitlichen Umstände.

Er wurde immer ärmer, und sah sich genöthigt, an einen andern Ort zu ziehen. Aber auch hier gings nicht besser. Seine bösen Gewohnheiten begleiteten ihn und er fuhr daselbst fort, wo er es an seinem vorigen Wohnorte gelassen hatte. Die Noth stieg auf's Höchste und die Verzweiflung nahm überhand. Er ging abermals fort, doch reute es ihn bald, und er kehrte wieder zurück, weil er eigentlich nicht wußte, wo er hingehen sollte, um Ruhe und Brod zu finden. Die von Mangel und Verzweiflung erregten Zänkereien seiner Frau nahmen an diesem Tage auf's Neue ihren Anfang. Zwar söhnten sich beide gegen Abend wieder mit einander aus; doch geschah es in eben dieser Nacht, daß der Unglückliche in einem Anfalle von Wuth und Verzweiflung von seinem Lager aufstand, und mit einem Messer der Frau mehrere Stiche gab, worauf denn, da eines seiner Kinder ein schreckliches Geschrei erhob, die Wache herbei eilte, und ihn gefangen nahm.

Möchte doch Jeder aus dieser Geschichte lernen, wie schädlich es sei, wenn der Mensch genießen und nicht arbeiten will, wenn er seine Einnahmen mit seinen Ausgaben in kein gehöriges Verhältniß bringt, und mehr Aufwand macht, als seine Kräfte verstatten. Wie viele hat nicht schon die Vergnügungssucht zu Grunde gerichtet! Sie zerrüttet die Familien, und stürzt sie in Armuth. Thöricht ist es aber, wenn man sich gegen das Gefühl dieser Uebel betäubt, und durch Trunkenheit die Vorwürfe der Vernunft und des Gewissens zu verscheuchen sucht. Diese erkünstelte Ruhe wird zuletzt in eine tödtliche Höllenunruhe verwandelt. Auch sind uns nicht zur Hinwegräumung jener Uebel

und zur Verbesserung unserer Glücksumstände Kartenspiel und Lotto angewiesen. Diese Mittel haben geradezu die entgegengesetzte Wirkung. Sie entfernen immer weiter vom Ziele, und indem der arme Betrogene nach Gewinnsten hascht, verliert er auch das noch, was er hat. Tag und Nacht sinnt ein Solcher darauf, wie er etliche Groschen zusammenbringt; sucht sich dafür etliche Nummern aus, und glaubt durch eine Terne oder Quaterne seinem Elende auf Einmal ein Ende zu machen. Oft ißt er sich nicht satt, um nur etwas für die Lotterie übrig zu haben, und wenn er bisweilen Nummern träumt, oder einen kleinen Gewinnst zieht; so feuert ihn dies auf's Neue an. Er versetzt, er verkauft, was etwa noch da ist, und setzt so lange, bis die äußerste Armuth es ihm unmöglich macht. — Aenderungen der zügellosen Lebensart, Ablassen vom Laster, Rückkehr zu Gott und zur Tugend, Fleiß, Aufmerksamkeit und Gebet sind die sichersten und besten Mittel, sich aus dem Verfalle zu erheben. — Selbst das Kirchengehen macht es, allein genommen, noch nicht aus. Kirchengehen ist Mittel zur Beförderung guter, frommer Gesinnungen, und insofern diese uns lehren, einen guten Gebrauch von unsern Kräften zu machen, und Lauheit und Laster, die auch unsern äußern Wohlstand zerstören, zu meiden, insofern ist Kirchengehen freilich ein Mittel zur Befestigung, Wiederherstellung und Erhöhung unseres häuslichen Glückes. Aber man denkt es sich gewöhnlich anders, erwartet unmittelbaren zeitlichen Segen, d. h. Geld und Reichthum als Lohn dafür von Gott, und verzweifelt zuletzt, wenn man sich in dieser Erwartung getäuscht sieht. Daran ist falsche Deutung des Wortes Gottesdienst Schuld. Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott dem Vater ist der — sagt der Apostel, welcher sich von der Welt unbefleckt erhält. —

8.

Edelmuth und Dankbarkeit.

Am Abende jener merkwürdigen Schlacht, welche im Jahre tausend sieben hundert und ein und vierzig über das Schicksal Schlesiens fast allein entschied, fand ein junger Husar, der aus dem Hessischen gebürtig und der Sohn eines Stadtmusikus war, aber aus vorherrschender Liebe zum Soldatenstande bei den Preußen Kriegsdienste gesucht hatte — beim Abpatrouilliren des Schlachtfeldes, einen schwer verwundeten österreichischen Offizier, der ihn dringend bat, seinen Leiden durch einen schnellen Tod ein Ende zu machen. „Das kann und werde ich nicht thun, Kamerad,“ sprach der Husar; „ich werde aber mit dir thun, was du sicherlich auch mit mir gethan haben würdest, wenn ich wie Du in der blutigen Schlacht verwundet worden wäre, und du mich hülflos gefunden hättest. Ich bringe dich ins Feldlazareth, dort wirst du Hülfe und Pflege erhalten, und, will's Gott, geheilt werden.“ —

Mit den Worten saß er vom Pferde ab, half mit größter Anstrengung seiner Kräfte dem feindlichen Offizier auf dasselbe, hielt ihn fest, und führte das Pferd langsam in das nächste Dorf, wo ein Feldlazareth errichtet war, übergab ihn dem dort beschäftigten Oberarzte, und erkundigte sich täglich nach dem Ergehen seines Kranken, da er einstweilen in demselben Dorfe zur Schutzwache des Lazareths mit befehligt stehen bleiben mußte. Unter guter ärztlicher Pflege genaß der junge Offizier bald, und bot, als der Husar nach einigen Wochen vorwärts kommandirt abzog, alles dar, was er an Geld und Kostbarkeiten bei sich hatte: „Es ist dieß Alles ohnehin Dein,“ sprach der Genesende, „denn du hattest nach Kriegsgebrauch das Recht, dich in den Besitz alles dessen zu setzen, was du bei deinem Gefangenen fandest.“ —

Der Husar, dem beim Abschiede von seinem Geretteten ein paar helle Thränen im Auge blitzten, war herzlichst über dessen Genesung erfreut, aber durch keine Bitte und Vorstellung zu bewegen, irgend etwas von ihm anzunehmen. Nach langem Widerstreben entschloß er sich endlich, und dieß auf besonderes Zureden des Oberarztes, eine goldene Uhr von dem jungen Offizier anzunehmen, als er unter herzlichen Wünschen für seine baldige Genesung von demselben schied. Die Uhr trug der Husar von nun an zum beständigen Andenken bei sich, und wußte sich ihren Besitz in allen Gefahren zu erhalten, denen er — selbst späterhin zweimal verwundet — während des Krieges ausgesetzt war. Endlich erfolgte der Friede, und mit demselben das Ende der freiwilligen Dienstzeit des wackern Husaren. Er kehrte in seine Heimath zurück; und trat, weil er dort, da inzwischen sein Vater gestorben war, sein weiteres Auskommen nicht in der gewünschten Art fand, in herrschaftliche Dienste. Es erging ihm mitunter traurig, er mußte manches, woran er früher nicht gewöhnt war, sich gefallen lassen; indessen half er sich mit Dienstbeflissenheit, Treue und Ehrlichkeit überall durch. Seine ihm so theure Uhr hatte er sich in allen Verhältnissen wohl zu erhalten gewußt; sie war sein liebstes Besitzthum, und manche frohe lohnende Erinnerung erneuerte sich in ihm, wenn er sie betrachtete. Mit einem österreichischen General, mit dem er in Baden bekannt geworden, war er nach Wien gekommen. Dort starb derselbe bald darauf, hatte ihn aber als einen sehr zuverlässigen Diener noch auf seinem Krankenlager dem Fürsten Esterhazy empfohlen. Dieser begehrte ihn nun auch, und nahm ihn um so lieber in Dienst, als er gehört hatte, daß der brodlos gewordene Mann sehr gut die Flöte bliese. Der Fürst, welcher den Sommer meistens auf seinen Gütern zuzubringen pflegte, hielt sich eine Hauskapelle, und wählte besonders gerne solche männliche Dienstleute, die einige Kenntniß in der Musik hatten. Als der ehemalige Husar nach Verlauf von einer Woche zum erstenmale bei der Person seines Herrn beschäftigt war, fiel dem Fürsten seine Physiognomie auf; er

fragte ihn nach einigen Augenblicken stummen Betrachtens, ob er früher im Militärdienste gewesen sei, und als der vormalige Husar dieß bejahete, ob er im preußischen Heere gedient, ob er bei Mollwiz mitgefochten, ob er einen jungen österreichischen Offizier schwer verwundet ins Lazareth gebracht habe? Der Husar bejaht das Alles, nennt den Ort, wo das Feldlazareth gewesen war, und zieht seine Uhr mit den Worten hervor: „Dieses theuere Andenken von der Dankbarkeit des tapfern Offiziers trage ich überall bei mir, und hoffe es mir lebenslang zu erhalten.“ — Da wirft sich der Fürst in seine Arme, nennt ihn laut seinen Retter, zieht ihn in den Gesellschafts-Saal, stellt ihn als solchen seiner ehrwürdigen Mutter, seinen anwesenden Verwandten und allen Gästen vor, und preiset und rühmt laut des wackern Mannes Edelmuth. — Der Husar mußte den Dienstrock noch selbigen Tag ausziehen. Der Fürst schenkte ihm eine Meierei ganz in der Nähe seines Stammgutes, und behandelte ihn öffentlich und im Stillen wie seinen Freund, eine Auszeichnung, die den ehemaligen Husaren wie den Fürsten ehrte, und deren jener sich im Umgange mit diesem überall würdig zu machen wußte. —

9.

Die Geschwister-Liebe.

Anna und Franz waren die Kinder eines Landmannes im bayerischen Walde. Diese zwei Geschwister lebten zu Hause im beständigen Unfrieden zusammen. Bekam eines ein Geschenk von den Eltern oder Anverwandten, so war das andere mißvergnügt und neidig, weil man es überging. In der Schule hörten Beide oft die Ermahnung von dem Lehrer: daß die Geschwister einander

lieben müssen, daß es ihnen zwar jetzt noch unbegreiflich scheine, wie sie mit der Zeit davon Nutzen haben würden; aber daß es doch wahrhaft christlich und tugendhaft sei, sich einander aufrichtig zu lieben.

Franz merkte sich diese Lehre freilich und wünschte oft, daß es seine Schwester auch thun möchte: allein das Mädchen war zu flatterhaft, und dachte nichts weniger, als an die Ermahnungen des Lehrers, die doch so gut gemeint waren. Franz verursachte seiner Schwester keine Strafe mehr, wenn sie's auch verdiente, er suchte sie freundlich zurecht zu weisen, wo sie fehlte; kurz er dachte immer an des Lehrers Ermahnung. So lange die beiden Kinder in dem väterlichen Hause blieben, ging die Sache wie vorhin. Da sie aber von einander getrennt lebten, und Anna bei einem Bauer dienen mußte, zeigte sich ihre vorige Denkungsart bei allen, mit denen sie umging. Sie hatte immer tausend Verdrüßlichkeiten mit ihren Nebendienstboten, und bald auch mit andern Leuten im Dorfe, und bald war sie diesem, bald jenem nicht gut. Sie verderbte sich's überall. Doch da sie ziemlich gut gestaltet war, und vom Hause aus was zu hoffen hatte, bekam sie, wenige Stunden von ihrem Dorfe weg, eine Heirath, und schätzte sich glücklich, daß sie versorgt wäre; allein die Versorgung wäre eben schon recht gewesen, wenn nur beide Eheleute auf dem gehörigen Fuße gelebt hätten. Sie zankten sich immer, thaten sich vieles zuwider, waren nicht einig in der Haushaltung, welches die Dienstboten merkten, sich dabei bereicherten, und ihre Hausleute arm machten. Die beiden Eheleute kamen so wirklich in ihrem Vermögensstande herab, und so weit herab, daß die Herrschaft das Gut verkaufen, und sie vom Hofe treiben wollte. Doch auf einmal kam ein Bauer aus der Nachbarschaft, welcher einen Brief, und viel Geld, das zur Bezahlung ihrer Schulden hinreichen konnte, mitbrachte. Wer war in diesem Augenblicke froher als die beiden Eheleute. Sie wußten lange kein Wort zu reden; endlich aber erbrachen sie den Brief, dessen Inhalt folgender war:

Liebste Schwester!

Du wirst dich nun wohl von der ganzen Welt verlassen glauben? Allein es lebt noch dein so lang mißkannter Bruder. Ich vernahm deine traurigen Umstände durch Leute, die oft durch dein Dorf reisen. Sieh! Gott hat mich gesendet, und ich kann dir nicht blos mein Mitleid, sondern auch meine thätige Hilfe schenken. Mein gutes braves Weib hat durch Gottes Güte eine Erbschaft von einer alten Base erhalten, wobei uns ein großer Theil übrig bleibt, und wir auch im Stande sind, dir dein Elend zu erleichtern. Nimm daher diese Kleinigkeit als einen Beweis an, daß ich dich herzlich liebe, und alles das vergessen habe, was zwischen uns ehemals vorging. Schenke mir nur in Zukunft dein Herz, und liebe deinen Mann, damit es euch besser als bisher gehen möge. Ich liebe dich vom Herzen, und wünsche, daß dir Gott seinen Segen schenke. Lebe wohl, ich bin ewig

dein treuer Bruder
Franz.

Das Weib ward auf einmal wie Wachs so weich. Von Reue, Scham, einen lieben Bruder beleidiget und mißkannt zu haben, von Dankbarkeit und Freude aus ihrem Elende sich gerettet zu sehen, durchdrungen, küßte sie den Brief, bat ihren Mann hundertmal um Vergebung ihrer Fehler, und es war ihr, als ob sie neu geboren wäre. Sie wurde in der That auch besser; aber es kostete viel Mühe, ihre alten Gewohnheiten und Unarten abzulegen: allein das Andenken an ihren Bruder, und die Freude, in einer vergnügten Ehe zu leben, überwand alle Schwierigkeiten. Sie hauste gut, und lebte mit ihrem Ehemanne in der besten Eintracht fort. —

10.

Lohn des Vertrauens auf Gott.

Heinrich, ein armer Waise, war zu Velletri in Italien geboren, und suchte seinen Unterhalt, den er in seiner Vaterstadt nicht fand, unter fremden Menschen. Wo er hinkam, bot er sich zur Arbeit an, denn betteln wollte er nicht. Er war aber noch zu jung, und eben darum auch zu schwach, als daß er sich sein Brod durch Arbeit hätte verdienen können. Man wies ihn daher überall, wo er zusprach, mit der trocknen Antwort ab: „Geh mit Gott!“

Diese Worte, so oft wiederholt, machten Eindruck auf ihn. So viele Leute, dachte er, geben mir diesen Rath. Er muß doch etwas zu bedeuten haben. Gut, ich will mit Gott gehen! Aber wohin? Es fiel ihm Neapel ein, denn er hatte schon oft gehört, daß Neapel groß sey, und in einer großen Stadt, meinte er, sollte es doch einen Menschen geben, der ihn zu irgend einer Arbeit gebrauchen konnte, besonders da sein Vater oft gesagt hatte, daß sogar Faulenzer in großen Städten prächtig lebten. Er zog daher alle seine Lumpen an, und brach auf. Kaum hatte er aber einige Stunden zurück gelegt, so wurde er hungrig und durstig, und so müde, daß er, nahe bei einem Dorfe, niedersank. Ich bin ja mit Gott gegangen! sagte er zu sich: warum will es denn mit mir nicht mehr vorwärts gehen? — Eine Bäuerinn, die eben in ihrem Gemüsegarten beschäftiget war, bemerkte seine Ohnmacht, lief in ihr Haus, und brachte ihm Milch zur Labung. Aufgemuntert durch diese freundliche Erscheinung, trank er sich satt. Und als er seiner Wohlthäterinn danken wollte, da war sie aus seinen Augen verschwunden. Das war ein Engel vom Himmel! sagte er. Er ist verschwunden.

Gestärkt in seinem Vertrauen auf Gott, richtete er sich wieder auf, und gieng wohlgemuthet seinen Weg. Nach einigen Stunden

hungerte es ihn aber schon wieder. Jetzt betete er, und erwartete Gottes Hülfe. Er hielt sich sogar dazu berechtigt, denn er setzte seine Reise mit Gott fort. Es wollte sich aber kein Engel wieder zeigen. Nur ein Eseltreiber mit einem beladenen Maulthiere kam des Weges. Ein neues Wunder, dachte er. Der Mann wird mir Brod geben! Doch der Mann zog mit dem Esel vorbei, und sah den Knaben nicht einmal an. Heinrich stutzte, folgte langsam, und sah plötzlich Kastanien auf der Erde liegen. Es ist leicht zu begreifen, daß die Kastanien aus dem Sacke, den der Maulesel trug, auf die Straße gefallen seyn werden. Der Knabe hätte demnach, nach dem Unterrichte seiner redlichen Eltern, dem Eseltreiber nachrufen, ihm den Verlust seines Eigenthums anzeigen, und ihn um einige Kastanien bitten sollen, vorausgesetzt, daß ihm der Eigenthümer den Liebesdienst nicht von selbst vergolten hätte. Allein dieser Gedanke war dem Knaben zu natürlich. Er zweifelte gar nicht an einem göttlichen Wunder, steckte seine Taschen voll, röstete einen Theil davon in dem nächsten Dorfe, und stillte damit seinen Hunger.

Kindliches Vertrauen, wie oft hast du schon Kräfte geweckt, die einen unglücklichen Seefahrer in dem gefährlichsten Sturme gerettet haben, indessen Schwachgläubige von den Wellen verschlungen wurden, weil sie ihre Hände muthlos in den Schooß gelegt haben!

Abends traf er in einem ländlichen Posthause ein. Es wurde ihm ein Nachtquartier in dem Stalle gestattet. Als er Morgens erwachte, durchsuchte er den Vorrath seiner Kastanien. Sie waren zur Hälfte aufgezehrt. Bei dem ersten Tritte aus dem Stalle sah er eine Kutsche vor dem Posthause. Ein Jüngling und ein Mädchen stiegen aus dem Wagen, setzten sich auf eine Bank, bis daß die Pferde gewechselt waren, und aßen Pomeranzen. Er trat daher den beiden näher. Sieh da den dummen Gassenjungen! sagte der Jüngling spöttisch zu dem Mädchen, das seine Schwester war. Arm mag er wohl seyn, antwortete seine Schwester, aber Dummheit verräth seine Gesichts-Bildung

nicht. Das wird sich zeigen! fuhr der Jüngling fort. Zugleich warf er dem Knaben die Pomeranzenschalen ins Gesicht. Pfui, Bruder! sprach das Mädchen mit einem edlen Unwillen. Was that dir der gute Junge zu Leide? Warum geht der Maulaffe nicht aus dem Wege? versetzte ihr Bruder. Heinrich sprach kein Wort. Der muthwillige Jüngling trieb sein Spiel so lange, bis er alle Pomeranzen aufgegessen hatte. Heinrich hob schweigend die hingeworfenen Schalen von der Erde auf, und packte sie in den leinenen Sack, der über seine Schultern hing. Der ungezogene Jüngling lachte, indessen jenen das Mädchen mitleidig fragte: Armes Kind, wo bist du denn zu Hause? Hier brach dem Knaben das Herz. Zu Velletri, antwortete er mit einer Thräne. Bist du allein so weit gereiset? Nein, erwiederte er mit einer Miene, bei der die fromme Unschuld aus seinen Augen leuchtete: ich bin mit Gott gegangen! Der Jüngling lachte laut; aber das Mädchen zog eine Münze, die einem Thaler glich, aus der Tasche, und gab sie dem Knaben. Schüchtern reichte er seine Hand hin, denn er hielt die Hand des Mädchens für die Hand eines Engels, getraute sich nicht weiter zu sprechen, und dankte mit einem frommen Blicke, den er gegen den Himmel richtete.

„Man kennt es dir an, Amalie, rief der unreife Witzling, daß dich Nonnen erzogen haben! So ein Stück Geld dem Bettelbuben da hinzuwerfen!“ Ich habe nicht gebettelt! sprach Heinrich, und erröthete. Nein, sagte Amalie im sanften Tone des Mitleids, du hast nicht gebettelt, guter Junge! — Siehst du, Bruder, daß der arme Junge nicht dumm ist? Der Postknecht blies ins Horn, die freundliche Amalie flog mit ihrem Bruder in den Wagen, und die beiden waren pfeilschnell aus Heinrichs Augen verschwunden.

Lange stand er unbeweglich da, denn so viel Geld hatte er in seinem Leben nicht gesehen. Nichts war aber auch seiner Denkungsart angemessener, als daß er sich jetzt Amalien unter dem Bilde einer Heiligen dachte. Noch im männlichen Alter hätte er ihre Gestalt malen können, aber auch das hohnlächelnde

Gesicht ihres Bruders konnte er nicht aus dem Kopfe bringen. Endlich griff er wieder nach dem Wanderstabe, aß den Rest seiner Kastanien auf dem Wege, und erreichte Terracina. Hier ließ er seine Münze wechseln, und glaubte, daß er mit den vielen Kupfermünzen, die man ihm dafür aufzählte, sogar noch in Neapel einige Wochen aushalten könnte. Er that sich also gütlich, und ruhte drei Tage aus. Aber ehe er Terracina verließ, merkte er, daß er sich in seiner Rechnung betrogen hatte. Dessen ungeachtet schied er unbekümmert von diesem Städtchen, und sprach sich mit den Worten Trost zu: Ich gehe mit Gott!

Er wanderte nun rechts und links, bis er mit der untergehenden Sonne die Stadt Gaeta erreichte. Hier kaufte er sich gedörrte Fische, aß sich satt, suchte ein Nachtlager, und schlief, voll Vertrauen auf Gott, der ihn glücklich bis hieher geleitet hatte, ein. Bei dem ersten Strahle der Morgensonne wachte er auf, und war, ungeachtet er seine Taschen leer fand, doch heiter, und guter Dinge, warf sich auf die Kniee, und bat seinen so gütigen Reisegefährten um Brod. Allein er mußte den ganzen Tag hungern; und die Nacht brachte er schlaflos vor der Thüre einer Kirche zu. Er suchte die Brosamen in seiner Tasche zusammen, und fand auch die Pomeranzen-Schalen, die er bei dem Posthause gesammelt hatte. Er hatte einmal gehört, daß man wohlriechendes Oel daraus pressen könne, und beschloß daher: solche einem Manne zu verkaufen, der es verstehe. Auf seine Erkundigung wies man ihn nach dem Hause des Früchtenhändlers Villani, dem er seine Schalen feilbot. Villani war ein munterer, guter, theilnehmender Mann. Er lächelte dem Knaben freundlich zu, und sagte: „Was soll ich mit dem Paar Schalen machen?“ Sie sind ja ein Herr, versetzte Heinrich, der wohlriechende Sachen verkauft. Aus den Schalen können Sie wohlriechendes Oel pressen? Freilich: aber wenig Schalen geben auch wenig Oel.“ Wenig Oel, sagte Heinrich, ist doch auch Oel. „Wohl wahr, aber für wenig Schalen gibt man auch wenig Geld. Auch wenig Geld, sagte Heinrich, ist viel Geld für einen Knaben

der hungert, und kein Geld hat. Dem Früchtenhändler gefielen die treffenden Antworten des unbefangenen Knaben. Er forschte nach seinen Eltern, seinem Geburtsorte, seinem Schicksale. „Willst du mein Gewerbe lernen?“ fragte ihn Villani weiter. Recht gern! versetzte der Junge. „So lege deinen Wanderstab und dein Schultersäckchen weg, war des Erstern Antwort; du sollst mein Lehrjunge seyn.“

Heinrich war jetzt in seinem Elemente. Er that nach dem Willen seines Herrn, war fleißig, und alles, was er that, ging ihm schnell und gut aus der Hand.

Villani war mit ihm höchst zufrieden, und der Knabe war glücklich. Indessen benahm sich Villanis Frau nicht so freundlich gegen den Knaben, denn sie war aus der Zahl derjenigen Frauen, die es gerne sehen, wenn ihre Untergebenen sich bei ihren Arbeiten anstrengen, die aber unwillig werden, wenn sie auch essen wollen. Sie maß ihm jeden Bissen kärglich zu, und hätte ihm Villani nicht öfters etwas Geld in die Hand gedrückt, der Junge hätte sich wahrlich das ganze Jahr hindurch nie satt essen können. Entschädigt durch diesen guten Mann, lebte Heinrich frohe Tage. Aber nach vier Jahren mußte er eine schwere Probe bestehen. Villani erkrankte, und starb, er, auf den der arme Knabe seine ganze Hoffnuug baute, er, sein Lehrer, Rathgeber und Wohlthäter starb! Anfangs war er für keinen Trost empfänglich, denn eine freudenleere, traurige Zukunft öffnete sich ihm. Doch bald gab er den Vorstellungen der Vernunft Gehör. Er suchte Beruhigung in der Religion, und fand sie.

Nach einigen Wochen gab ihm die Frau sein Schultersäckchen, welches sie sorgfältig aufbewahrt hatte, mit kleinen verdorrten Pomeranzen gefüllt, und hieß ihn hingehen, wo er hergekommen war. „Ich kam mit Gott, sagte er zwar weinend, aber entschlossen, und gehe mit Gott! Leben Sie wohl.“

In der Nachbarschaft wohnte ein Drechsler. Diesen suchte er in freien Stunden, handthierte mit dessen Werkzeugen, und versuchte manches Stückchen. Zu diesem Nachbar, der sich viele

Stunden mit ihm unterhalten hatte, ging jetzt Heinrich, und erzählte ihm sein Schicksal. Der Drechsler war ein Mann, der ihn mit Geld nicht unterstützen konnte, denn er lebte nur kümmerlich von dem, was er sich mühsam genug mit seiner Hand erwarb. Sie überlegten daher lange mit einander, was zu thun sey, als Heinrich mit einem Male scherzend ausrief: Laß sehen, was im Sacke steckt! Gesagt, gethan. In dem Sacke befanden sich unreife getrocknete Pomeranzen, die sein Herr einst gekauft hatte, und in Zucker einmachen wollte. Getroffen! sagte Heinrich. Pomeranzen von dieser Art können gedrechselt werden. Ich will Kügelchen daraus drehen, sie an einer Schnur zu Rosenkränzen reihen, und dann verkaufen.

Der Drechsler lachte. Aber Heinrich warf seinen Rock vom Leibe, und fing zu drechseln an. Nach einigen Tagen, als man Sonntags zur Messe läutete, stellte er sich an die Kirchenthür, um seine Rosenkränze zu verkaufen. Für den Erlös kaufte er sich wieder unreife Pomeranzen, dörrte, drechselte sie, und verkaufte sie wieder als Rosenkränze. Seine wohlriechende Waare trug ihm bald so viel ein, daß er sich einen ganzen Pomeranzen-Garten miethen konnte. Die Stadt war klein, und die Liebhaber seiner Waare hatten sich bereits zur Genüge mit Rosenkränzen versehen. Aber er hatte sich mit seinem Handel so viel gewonnen, daß er zwei Pomeranzen-Gärten miethen konnte. Nun legte er sein Drechslerhandwerk nieder, und handelte mit reifen Pomeranzen. Er war ein frommer, fleißiger, redlicher, ordentlicher Jüngling, und dabei ein guter Hauswirth. Dieß wurde bekannt, und er gewann sich Zutrauen und Achtung. Sein Handel erweiterte sich, und nach einigen Jahren nahm sein Vermögen so zu, daß in und außer der Stadt kein Pomeranzengarten mehr zu finden war, den er nicht gemiethet hätte. Die Folgen seines Fleißes zeigten sich aber auch. Sein gerader, biederer Sinn, sein zuvorkommendes, gefälliges Betragen, und seine rastlose Thätigkeit verschafften ihm einen ausgebreiteten Handel, und machten ihn zu einem reichen und bedeutenden Bürger der Stadt.

Sein unternehmender Geist brachte ihn auf den Gedanken: mit einer Fracht Pomeranzen nach Petersburg zu reisen. Es war Winter. Frisch gewagt, ist halb gewonnen! sagte er. „Ich reise mit Gott!“ Er kam glücklich in Petersburg an. Eben damals war Fürst Potemkin im Begriffe, dem Hofe ein glänzendes Fest zu geben. Diesem Fürsten war, wenn nur seine Laune befriediget wurde, kein Aufwand zu groß. Nur sind aber im Winter in Petersburg die Pomeranzen selten, und er hatte den Einfall, alle Bäume seiner Gärten, wo das Fest gefeiert werden sollte, mit Pomeranzen behängen zu lassen. Man sagte ihm von Heinrichs Ladung, und Potemkin kaufte alle Pomeranzen. Nun belud Heinrich sein Schiff mit Waaren, und segelte nach Neapel. Bei diesem Pomeranzen- und russischen Waarenhandel gewann er weit mehr, als er gehofft hatte, und er hoffte noch viel.

Nach glücklich vollendetem Geschäfte faßte er den Entschluß: auch die Armen in Neapel durch ein reichliches Almosen Theil an seinem Glücke nehmen zu lassen, und durchwandelte zu diesem Ende in der heitersten Simmung die Straßen der Stadt. In der Gasse Toledo sah er eine Menge Leute um einen Tisch versammelt, wo Melonen in Stücke zerschnitten, und den Umstehenden feilgeboten wurden. Die Käufer aßen die gekauften Stücke, und warfen die Schalen auf den Boden. Heinrich sah einige Zeit zu. Aber wie that es seinem Herzen so wehe, als er einen ganz abgezehrten Mann erblickte, der die hingeworfenen Schalen aufhob, und gierig benagte. Er griff schnell in die Tasche, um dem Bedauerungswürdigen etwas zu schenken, erschrack aber nicht wenig, als er den Mann genau ins Auge faßte, und ihm bekannte Züge an demselben zu bemerken glaubte. Und er irrte sich auch nicht. Der Arme war jener junge Wildfang, der ihm einst an dem ländlichen Posthause die Pomeranzenschalen ins Gesicht geworfen hatte.

Wie kommen Sie doch in diese traurige Lage? fragte ihn Heinrich.

Ein tiefer Seufzer war die Antwort.

Vielleicht kann ich Ihnen Arbeit verschaffen, bei der sie ihren Unterhalt finden? fuhr Heinrich fort.

Ach, ich habe nie irgend eine Arbeit gelernt! versetzte jener.

Wo ist ihre Schwester? fragte Heinrich von Neuem.

Sie gewinnt mit ihrer Händearbeit so viel, daß sie sich und die kranke Mutter unterhalten kann. Mir gibt die Hartherzige keinen Denar!

Nehmen sie diese Münze, und bezeichnen sie mir die Wohnung ihrer Schwester."

Herzlich gern.

Heinrich folgte durch Gassen und Gäßchen, bis ihm sein Führer in einem abgelegenen Winkel der Stadt ein Haus zeigte, in dem er ihn zu einer düstern Kammer begleitete. Da saß Amalie an dem Krankenbette ihrer Mutter, und weinte. Erschrocken stand sie aber schnell von ihrem Sitze auf, erröthete, und starrte den Fremdling an. Heinrich riß sie jedoch schnell aus ihrer Verlegenheit, indem er sprach: Ich bin Ihr Schuldner! Bei diesen Worten breitete sich das edle, sanfte Wesen wieder über Amaliens Antlitz aus, welches Heinrich an dem Posthause erblickt hatte. Geben Sie mir doch Aufschlüsse über ihren unglücklichen Zustand, fuhr er fort. Vielleicht kann ich ihnen helfen. Amalie schlug die Augen nieder, seufzte, und sprach: „Ach, ich kann es nicht!" So kann ich es! stammelte ihre Mutter. Ich war eine reiche Wittwe, verzärtelte aber meinen Sohn durch thörichte Mutterliebe, sah ihm nicht nur seinen Hang zum Müssiggange, sondern auch alle seine tollen Streiche nach, und dieß so lange, bis er meine ganze Habe verschwendet hatte. Hier brach Amalie in Thränen aus. Ach, Mutter, schluchzte sie, schweigen Sie, ich bitte, schweigen Sie! „Tochter! versetzte ihre Mutter, einziger Trost in meinem Leiden! laß mich mein Herz ausschütten! Ich liebte dich damals weniger als deinen Bruder, und ließ dich, um deiner auf einige Zeit los zu werden, in einem Kloster erziehen. Du hast aber meine Erwartungen übertroffen. Jahre lang entsagtest du der ganzen Welt mit Freuden, und jetzt

pflegest und unterstützest du deine kranke Mutter mit einer Liebe und Geduld, die ich nicht beschreiben kann. Ihrem Bruder hat meine gute Amalie ihre Armuth, und mir die Schuld seiner schlechten Erziehung zuzuschreiben." Der ungerathene Sohn murmelte einige unverständliche Worte, griff nach der Thür, und schlug sie hinter sich zu.

„O mein Herr, dieses Mädchen ist unglücklich, und verdiente im höchsten Grade glücklich zu seyn! fuhr die Mutter fort. Helfen Sie uns, wenn Sie es können, und bestärken Sie mich dadurch in meinem Glauben, daß Gott einer Mutter, die ihren Fehler schon so oft bereute, noch in dieser Welt verziehen habe!"

„Kennen Sie mich nicht mehr? fragte jetzt Heinrich Amalien. Sie waren einst meine Wohlthäterin, erinnern Sie sich nicht mehr, daß Sie mir bei einem ländlichen Posthause eine bedeutende Silbermünze schenkten, als mir Ihr Bruder Pomeranzenschalen ins Gesicht warf!

„Ja ich erinnere mich," versetzte Amalie. „Ihr Geschenk war mein Reisegeld. Die Pomeranzenschalen gründeten das Glück meines Lebens." Hier erzählte er seine Geschichte. Mutter und Tochter waren innigst gerührt. So viel, schloß er endlich, von dem Geschicke, das mich, unter Gottes Leitung, in der Welt herumgetrieben hat. Seit dieser Zeit trat Ihr mitleidvolles Bild oft vor meine Seele, und tausend Mal habe ich schon gewünscht, Ihnen vergelten zu können, was Sie mir damals Gutes gethan haben. Ich bin ein reicher Mann, und entschlossen, mit meinem Vermögen auch mein Herz mit Ihnen, vortreffliche Seele, zu theilen!"

Bei diesen Worten hob die Mutter ihre welken Hände zum Himmel, und eine Freudenzähre glänzte in ihrem Auge. Amalie blickte schamroth und schweigend zur Erde. Keines sprach während einer langen Pause, und doch verstand Eines das Andere. Nach wenigen Wochen führte Heinrich Amalien als seine Braut zum Altare. Und noch heut zu Tage segnen in jenen Gegenden

Väter nnd Mütter ihre verlobten Söhne und Töchter mit den Worten: Werdet glucklich wie Heinrich und Amalie!"

11.

Das Vater unser.

In einer Hofmarkt nahe an der Donau in Bayern wohnte vor mehrern Jahren ein Landmann, der sehr arbeitsam und überaus fromm war. Jede Arbeit wurde von ihm mit Gott im Gebete angefangen, und auf dieselbe Weise vollendet. Oft, wenn ihm ein Unglück bevorstand, oder wenn er sonst trübe und bittere Tage hatte, ging er in seine Kammer, warf sich auf die Knie und sagte: „Vater unser, der du bist in dem Himmel." — Wie muß es da so gut seyn, wo Du unser aller Vater auf die ganze Welt herabsiehest, all unser Jammern und Weinen hörest, und uns einen Engel, oder einen Trost, oder eine gute fromme Seele sendest, die uns aus unserer Wehmuth herausreißt, und dem betrübten Geiste Linderung verschafft. O, wer Dich in Deiner großen herrlichen Wohnung droben recht preisen könnte!

„Geheiliget werde Dein Name." — Wie schmerzt mich's, Vater! daß ich so wenig an Deinen Namen, an meinen Gott und Schöpfer denke, oft, nur gar zu oft durch Fluch und Scheltworte ihn entehre, die böse Gewohnheit habe, immer Jesus und hole mich Gott zu sagen, und meinen Leuten es nicht verbiete, wenn sie das Nämliche thun. O liebster Vater! präge das Andenken Deines heiligsten Namens tief meiner Seele ein, daß es bei allen meinen Unternehmungen gegenwärtig vor mir sei, und mich zu keiner Entehrung verleite.

„Zukomme uns Dein Reich.“ — In unsers gnädigen Herrn Schlosse sind recht schöne Zimmer und Spiegel, und Gold und Silber, alles in Menge. Auch der Frühling und Sommer sind gar so schön, wenn alles in der Natur lebt und blüht, und so herrlich dasteht, und wenn ich mich dessen mit meinem Weibe und Kindern so freue, und wir uns glücklicher glauben als der gnädige Herr in seinen goldenen schönen Zimmern. Wenn ich dann erst an deinen Himmel denke, wo kein Frost, keine Kälte und keine Hitze ist, wo lauter gute Tage sind, wo ich auch so viel seyn werde, als mein gnädiger Herr, und noch größere Herren, wenn ich auf der Welt fromm gewesen bin. O Gott! Dein Reich muß gut und herrlich seyn! —

„Dein Wille geschehe wie im Himmel, so auch auf Erden.“ — Daß Dir, o mein Vater! im Himmel droben alles, alles recht geschieht, das weiß ich; denn Deine Engel und Heilige singen immer: Heilig! heilig! und sind guten Muthes, und freuen sich ob Dir und Deiner Herrlichkeit. Aber wir auf der Welt sind lauter arme Sünder, möchten gerne Deinen Willen vollziehen, und können's oft nicht, und es thut mir darum herzlich wehe, daß ich oft nicht kann. Doch will ich mit Willen an meine Arbeit gehen, weil Du, o Gott, die Menschen so geschaffen, daß sie ohne Arbeitsamkeit nicht glücklich leben, und auf Deinen Segen und Wohlgefallen hoffen können. —

„Gib uns heute unser tägliches Brod.“ — Der Schauer und eine Feuersbrunst thun wehe, und das habe ich erfahren. Da saßen meine Kinder und ich um einen Baum, und ich hatte keinen Bissen Brod, und wußte auch keinen zu finden. Doch schicktest Du uns eins, lieber Gott! durch Nachbar Veit. Und wie das gegessen war, kam noch eins, und ich wußte oft nicht, wo es herkam, und dennoch aßen wir alle Tage. Haben auch jetzt eine Wohnung, Kleidung, und was wir Nöthiges brauchen. Ich sah im vorigen Winter Hasen und Sperlinge, wie's denen so übel ging, bis sie Futter bekamen. Du schufst es ihnen, und ließest sie nicht zu Grunde gehen. Sie hatten ihr

Futter. Auch mir und meinen Kindern wirst Du das nicht versagen, was Du so gütig den Raben gibst. —

„Und vergib uns unsere Schulden, als auch wir vergeben unsern Schuldigern." — O Gott! es wird mir so trübe im Auge und bange im Herzen, wenn ich daran denke, daß ich schon so manches Böse auf der Welt gethan habe, daß ich mit meinen Nachbarn nicht immer recht verträglich gelebt, und ihnen oft etwas zu Leide gethan habe. Ich möchte so gerne rein von diesen Schulden und Vergehungen seyn, finde aber allemal, daß ich's nicht zuwege bringen kann, wenn mir Gott nicht hilft. Ein Paar Nachbarn haben mir schon oft wehe gethan, haben meine Kinder geschlagen, und mir Obst von den Bäumen gerissen. Doch, lieber Gott! sieh, ich könnte nicht aufrichtig beten, wenn ich nur einen Gedanken an Feindschaft hätte. Du kennst mein und ihr Herz. Schreib ihnen dieß Vergehen nicht auf ihre Rechnung. Ich will sie ja recht herzlich lieben, und meine Kinder sollen gut und freundlich mit den ihrigen umgehen. —

„Führe uns nicht in Versuchung." — Ich finde so viel Elend und Unvermögen in mir, daß mir aller Muth zu leben und fortzuarbeiten entfällt. Ich zweifle oft daran, ob es einen elendern Mann, als ich bin, geben kann. Von Krankheit und andern Uebeln umgeben, und von tausend Gelegenheiten zur Sünde angereizt, wie oft bin ich nicht im Begriffe zu fallen, wie schwer wird mir's, nicht einzuwilligen. Doch du bist der Herr, der vom Uebel erlöset. Ich wandte mich umsonst an Menschen, und ich arbeitete umsonst, mich von allem Ungemache zu befreien. Ich konnte nichts, und alle Menschen konnten nichts. Du allein nahmst von mir Krankheit, den Hunger, die Blöße und die Sünde, die mich umgab. Du gabst mir Muth, daß ich auf der guten Bahn des Lebens immerfort tapfer und christlich fortlief. Da gabst Du Segen und Gedeihen, da mich alles verließ. Und nun, lieber Gott! laß mich wieder frisch und munter an mein Werk, an meine Arbeit gehen. Gib meinem Arm und meinem Geiste Kraft und Stärke, daß ich nicht unterliege, nicht

strauchle, daß ich muthig mein Tagewerk vollende. Herr! dazu gib Deinen Segen, und sprich Dein allmächtiges Ameu.

Nun, wie gefällt euch dieser Landmann? Ihr Mitmenschen! — Folget seinem Beispiele, seid immer gut und fromm, wie er gewesen, und betet so mit frommen Herzen alle Tage das Vater unser, und Gott, seine Gnade und sein Segen wird dann immer mit euch seyn. —

12.

Thu' auch in der größten Noth kein Unrecht.

Ein tugendhafter Mensch, sagte einmal ein Lehrer zu seinen Schülern, muß in allen Fällen der Tugend getreu bleiben; würde er auch Hungers sterben müssen, so soll er kein Laster begehen, oder zu begehen im Sinne haben. Eine einzige niedrige That verderbt und schändet den ganzen Menschen, und all seiner vorigen schönen Handlungen gedenkt man immer. Nehmet dann erst das böse Gewissen, das so einen Menschen foltert, und müsset zittern, wenn ihr nur daran denket, einmal auch in den dürftigsten Umständen lasterhaft zu werden. Seht, liebe Kinder! ich will euch ein Beispiel so eines Unglücklichen erzählen, das ich erst vor einigen Tagen gelesen habe.

„O ja, thun Sie das Herr Lehrer, sagten die Kinder alle, wir wollen recht fleißig aufmerken."

Der Lehrer fing nun an zu erzählen. „In Paris — von dieser Stadt habt ihr ja gehört, daß sie die Hauptstadt in Frankreich sei — in Paris ging einst ein großer Gelehrter in der Nacht von einer Gesellschaft in Begleitung eines einzigen Dieners nach Hause. Plötzlich setzte ihm ein unbekannter Mensch eine Pistole

auf die Brust, unter der Drohung, sein Geld herzugeben oder zu sterben. Freund! sagte der Gelehrte unerschrocken zu ihm, ihr kommt unrecht an, bei mir werdet ihr nicht reich werden, ich besitze nur einen Louisd'or, und diesen will ich euch gerne geben. Er gab ihm den Louisd'or, und jener ging, ohne ein Wort zu sagen, fort. — Johann, sagte der Gelehrte, gehe diesem Menschen nach in aller Stille, ich muß wissen, wo er wohnet; er versteht sein Handwerk sehr schlecht, er zitterte, da er mir das Pistol auf die Brust setzte, und ich las in seinem Gesichte die deutlichste Verwirrung. Johann ging. Der Räuber, zufrieden mit seinem Gewinn, und nichts weniger besorgt, als daß man ihm nachstellte, kreuzte einige Straßen durch, und kaufte bei einem Bäcker Brod. Er nahm das Brod unter seinen zerrissenen Mantel, stieg in einem alten Hause vier Stiegen unters Dach, wo in einer elenden Stube vier unerzogene Kinder entkräftet auf dem Boden lagen, und ihre weinende Mutter die auf den Knien lag, und gegen Himmel rief, um Brod anschrien, sie vom zu Tode retten. Erbärmlicher Anblick! Da sagte der Mann, und warf mit Unwillen das Brod auf die Erde hin, da esset, stillet euren Hunger, aber morgen werdet ihr mich hängen sehen. Eure Klagen durchschnitten mir das Herz; euer Elend zwang mich, ein Straßenräuber zu werden; euch das Leben zu fristen, muß ich das Leben verlieren. Ach Gott! wie schaudert mein Herz! Vater aller Menschen! warum lässest du mich so tief in den Staub fallen, daß ich ein Lasterhafter werden mußte! Jetzt denke ich mir meine ganze Schande. Soll ich noch mein elendes Leben durch einen elenden Tod beschimpfen?

Johann sah diese rührende Scene, ging voll Wehmuth fort, und erzählte seinem Herrn, was er gesehen und gehört hatte. Kaum brach der Tag an, als dieser großmüthige Mann unter Anführung seines Bedienten zu dem Hause kam, wo der Räuber wohnte. Er stieg mühsam die Treppe hinauf, klopfte an, und ging plötzlich hinein. Der Räuber saß auf einem hölzernen Stuhl, und flickte Schuhe. Nichts ist schrecklicher als ein böses Gewissen. Ein rauschendes Blatt, — und es zittert; wie heftig

muß es nicht bei dem seyn, der es noch nicht unterdrückt hat, und mit dem es noch kämpfet? — Bei dem Anblick des Gelehrten überfiel ihn Todesangst; er ward blaß, kalt, seine Knie wankten, das Blut trat zurück, und er warf sich dem Gelehrten beschämt zu seinen Füssen. In seiner Person sah er den Tod und alle Schande der Welt vor sich stehen. „Gnädiger Herr! fing er schamroth an, erbarmen Sie sich meiner, oder wenigstens meiner armen Kinder! Ich entsetzte mich vor dem Laster, das ich, ich Gottloser verübte, aber verüben mußte. Nichts zu leben, nichts zu verdienen zu haben, das ist herzzerschneidend. Ach meine zu bejammernden Kinder, da lagen sie um mich herum, abgezehrt vor Hunger, den bleichen Tod auf ihren Gesichtern, und schrieen um Brod und Rettung vor dem Hungerstode. — Wenn Sie ein Vater sind, wenn Sie die Macht der Liebe und das Entsetzliche des Hungers kennen, so werden Sie meinen Schmerz ganz fühlen. Denken Sie sich in meine Lage, und dann urtheilen Sie. Ich ging von den quälenden Vorwürfen meiner Frau getrieben, durch das jämmerliche Geschrei meiner Kinder erweicht, mir Unterhalt zu verschaffen, ich bettelte, man gab mir nichts. Da ich nun sah, daß ich auf diese Art nichts bekam, so entschloß ich mich zur Gewalt, um nur noch einige Tage ein kümmerliches Leben zu erhalten, das ich nun schimpflich werde beschließen müssen. Wenn Bitten Sie erweichen können, so schenken Sie meinen armen Kindern, meiner verlaßnen Frau ihren Versorger und Vater!" — Hier fielen dem gelehrten Herrn Frau und Kinder weinend zu Füßen. Länger konnte sich der Gelehrte nicht mehr halten. Das Mitleid bestritt ihn zu heftig. „Stehet auf, mein Freund! sagte er, stehet auf meine Kinder und lebet. Ich sehe noch einen Rest der Tugend an euch; ihr verdienet Unterstützung. Ich komme nicht, euch unglücklich, sondern glücklich zu machen. Nehmet, sagte er, und warf einige Goldstücke auf den Tisch, nehmet dieses Geld, kauft euch Leder und arbeitet. Ich will auch bei andern braven Leuten für euch bitten, und ihnen eure Noth schildern, und ich hoffe zu Gott, er wird ihre Herzen erweichen, daß sie

euch unterstützen. Aber, lieber Vater! an das erinnere ich euch noch besonders: Gebt euren Kindern durch euer Leben kein böses Beispiel, erziehet sie zur Tugend, zu guten Christen und redlichen Bürgern, bittet Gott um Vergebung, und lebt künftig als ein ehrlicher Mann. Dadurch könnet ihr die Schaden vertilgen, die Ihr eurem Namen eingeprägt habt. An mir sollt ihr den verschwiegensten Mann finden. Lebt wohl, befolget meinen Rath, so werdet ihr glücklich werden. — Er ging, der Räuber stand auf, versprach Besserung, die er auch hielt, und dankte dem edlen Mann mit thränenden Augen. —

Hier, liebe Kinder! habt ihr ein trauriges Beispiel eines Mannes, wenn er die Tugend verläßt. Jeder andere würde den armen Schuhmacher bei Gericht angegeben haben, und nach vieler Länder Gesetzen hätte er sterben müssen. Hütet euch also immer vor solchen Schritten, die Gott und euer Gewissen beleidigen, und bauet auf Gottes Vorsehung, die es gewiß so weit nicht kommen läßt, daß ihr vor Hunger sterbet. —

13.

Der verständige Bauer.

Johann Wahrmuth, ein Bauer in der Waldgegend, war einer der verständigsten und rechtschaffensten Männer in der ganzen Nachbarschaft. Schreiber dieß fuhr selbst oft bei seinem Hofe vorbei, und konnte sich schon an der äußerlichen Einrichtung seines Hofes nicht satt sehen. Um alle Felder, die an sein Haus stießen, waren lebendige Zäune in einer solchen Entfernung vom Felde

angelegt, daß dem Getreide kein Schaden geschehen konnte. Ein paar Schuhe davon zog er einen Graben herum, damit die Wurzeln des Zaunes nicht so weit in das Feld hinein wuchsen In einer gehörigen Entfernung waren mitunter Fruchtbäume angelegt, die durch ihre Blüthen oder Früchte das Auge des Wanderers herrlich ergötzten. Seine Wiesengründe waren mit kleinen Gräben durchzogen, damit das Regenwasser von den Bergen herab nicht so häufig eindringen, die Wiese aber denn doch fruchtbar gewässert werden konnte. Deßwegen legte er auch an verschiedenen Orten Dämme an, um der Wuth des Wassers Einhalt zu thun. Wenn sich in seinem Korn oder Haber Unkraut zeigte, ließ er kleine Kinder aus der Nachbarschaft, die ohnehin eine andere Arbeit nicht verrichten konnten, kommen, gab ihnen Brod oder Mehl, oder gedörrtes Obst, nnd ließ sie das Unkraut, da es noch Zeit war, ausreuten, und so hatte er die Felder immer im besten Zustande.

So genau und ordentlich er in seinem Felde war, eben so war er es auch in seinem Hause. Ich reiste einmal mit einem Beamten diese Gegend vorbei, und dieser gab mir umständliche Nachricht von der Lebensweise dieses braven Mannes. Wahrmuth konnte, da er auf den Hof kam, nicht lesen, noch schreiben, und dieß schmerzte ihn mehr, als je etwas in seinem Leben; daher war immer sein Gedanke dahin gerichtet, es noch zu lernen. Er schickte den Aeltesten seiner Söhne, der jetzt ein würdiger Landgeistlicher ist, in die benachbarte Schule, und der Knabe mußte zu Hause seinem Vater allemal das vorsagen, was er in der Schule gelernt hatte. So begriff der gute Mann mit seinem Kinde das Lesen. Mit dem Schreiben ging es freilich etwas härter; denn die durch Feldarbeit abgehärteten Hände wollten sich nimmer dazu verstehen; doch brachte er noch so viel zusammen, daß er seine Ausgaben und Einnahmen ansetzen, und andere Dinge, die sich leicht vergessen ließen, aufschreiben konnte. Er fing dann an in seinem Hause alles in Ordnung zu halten. Seinen Dienstboten war ihre bestimmte Arbeit angewiesen, und

am Abende mußte jedes, wenn er irgend nicht selbst zugegen seyn konnte, Rechenschaft davon geben. So hielt ers mit den Knechten und Mägden; die Ställe mußten reinlich und sauber gehalten werden. Jede Woche wurden die Küchen- und andere Geschirre gesäubert, und wenn man nur ins Haus hineintrat; so fand man alles schön und sauber. Dadurch wurden auch die Dienstboten an Reinlichkeit gewöhnt. An Sonn- und Feiertagen, die nicht abgewürdigt waren, ging er mit seinen Leuten abwechselnd zur Pfarrkirche in den Gottesdienst. Zu Hause wurde vor dem Essen von ihm selbst das Evangelium des Sonn- oder Festtags vorgelesen. Während dem Essen unterhielt er die Seinigen mit Gesprächen aus der Predigt oder dem heiligen Evangelium, wo er ihnen vieles von den Wundern Jesu, von seinem Leben und Wohlthaten erzählte. Da ihm sein Sohn, der eifrige Priester, oft Bücher zur Erbauung und Belehrung schickte, so las er dann auch daraus vor, und die Leute hörten sehr gerne zu. Er war sehr wachsam gegen seine Dienstboten. Jede Nacht mußte eine seiner Töchter bei den Mägden die Obsorge haben, ob alles zu Hause und nicht ausschweifend wäre; und er selbst that es bei den Knechten und Söhnen. Dabei wurde keine gewisse Stunde beobachtet, damit Niemand vor der Ankunft des Hausvaters sicher wäre. Dadurch erhielt er die besten Dienstboten. Alle blieben lange bei ihm, und wenn eins aus dem Dienste kam, so wurde es sehr gut versorgt; denn man suchte seine Dienstboten, weil sie sehr arbeitsam und gut waren, und bei ihm viel Gutes gelernt hatten. Liederliche Knechte und Mägde kamen selten in sein Haus; denn derlei Leute können Ordnung und gute Haushaltung nicht ertragen; also gingen solche Dienstleute gemeiniglich nach dem ersten Vierteljahre wieder aus dem Dienste. —

Bei so einer Einrichtung, bei solchem Fleiße und Ordnung ist Johann Wahrmuth einer der wohlhabendsten Bauern der ganzen Gegend geworden, und seine Kinder, die alle brav und rechtschaffen waren, bekamen die besten Heirathen, und stets eine gute Versorgung. —

„Die Felder um uns her, verlieh uns Gott zum Segen,
„Wenn wir mit klugem Fleiß und Sorgfalt ihrer pflegen.
„Der Arbeit Lohn ist groß, ist gleich die Arbeit schwer,
„Seht, Wahrmuth wußte das. D'rum strebt zu seyn, wie er.“

14.

Der bestrafte Sohn.

Ein angesehener Bürger in einem schwäbischen Städtchen hatte einen Sohn, den er gar sehr liebte, und der auch seinen Vater über alles lieb hatte. Einst ließ der Vater seinen Sohn Ernest, der in einem Alter von zwölf Jahren stand, vor sich kommen, und fing mit ihm folgende Unterredung an.

Vater. „Mein Kind! ich weiß nicht, wie mir eine Zeit her so sonderbar ist. Ich habe manchmal gar wunderliche Gedanken, wenn ich mich deiner erinnere.“

Sohn. „Was macht Sie denn so bange, lieber Vater? Sie sehen ja, daß ich fleißig lerne, und in Allem folgsam bin. Sie haben Freude an mir, und die Mutter auch. Da wir so glücklich sind, was sollte Sie denn sonst kümmern?“

Vater. „Den Kummer verursachst du mir, mein Sohn! Denn, wenn du gleich jetzt noch brav und folgsam bist, so fürchte ich doch, daß du mir einmal bittere Tage machen könntest.“

Der Sohn fing an zu weinen, warf sich an seines Vaters Hals und sagte unter Thränen: „O nein, lieber Vater! ich will immer gut und tugendhaft seyn, will Sie und die Mutter nicht betrüben, will alle Leute lieb haben, und Jedermann in Ehren halten. Sagen Sie mir, mein Vater, worin wollen Sie mich

prüfen, was mißfällt Ihnen so an mir, das Sie in so eine Furcht setzt?"

Vater. „Gar nichts, mein lieber Junge, gar nichts; aber vor ein paar Tagen las ich so eine Geschichte von einem undankbaren Sohne, und darauf wurde ich so unruhig, und dachte: Wie, wenn du an deinem Sohne auch so was erlebtest? Du hast's zwar um ihn nicht verdient und nicht verschuldet, wenn er aber dennoch so grausam an dir handelte? O mein Sohn, der Gedanke will mir nicht aus dem Kopfe."

Sohn. „Lieber Vater! seien Sie doch ruhig! Ich bin ja allemal Ihr folgsames Kind gewesen, und werde es immer bleiben. — Doch ich bitte, erzählen Sie mir die Geschichte von jenem Sohne, und ich will mir gewiß eine Warnung daran nehmen, und Sie niemals betrüben."

Der Vater fing jetzt folgende Erzählung an. In dem vorigen sehr kalten Winter, da du dir kaum zur Stube hinaus getrautest, weil dich so sehr fror, sah ein ansehnlicher Herr, der ein gutes Herz hatte, und voll Mitleid gegen die Elenden war, einen alten Mann, den der Hunger und die Kälte, denn der alte Mann hatte keine warme Stube, so sehr abgemattet hatten, daß er in den Schnee niederstürzte. Er seufzte erbärmlich und sagte: „Länger kann ich mich nicht mehr halten. Komm, o Tod! du bist Ruhe vom Elende, komm — — laß mich sterben."

Der wohlthätige Herr, dem es wehe im Herzen that, wenn er einen seiner Mitmenschen leiden sah, und besonders, wenn er unter Jammern und Seufzen so einen elenden Menschen antraf, eilte herzu, hob den alten Mann auf, und führte ihn in seine Wohnung. Da ließ er sogleich eine Stube warm machen, gab ihm zu essen und sagte: „Gott soll dir diese Speisen segnen." — Der Greis fing nach dieser Erquickung in einem mitleidsvollen Tone zu erzählen an, daß er schon sehr lange mit so empfindlichem Frost und Hunger gequält, und dabei aller Hilfe beraubt sei. Wie! fragte der Mitleidige, soll sich denn gar Niemand Euer annehmen? „Mein Herr, antwortete der Greis in Thränen, ich

habe Kinder, die alle wohl das Ihrige haben; allein ich saß ihnen zu lange auf dem Halse, und sie haben mich armen alten Mann verstoßen, und jetzt habe ich in der weiten, weiten Welt keine Heimath mehr.“ —

„O das sind abscheuliche Unmenschen, eure Kinder, rief der Wohlthäter, die ihren eigenen Vater so verstoßen können, das ist mehr als viehische Grausamkeit! Wo sind sie? ich will sie bei Gericht angeben, und die Obrigkeit soll sich an ihnen satt strafen, und euch rächen.“

„Thun Sie das nicht, seufzte der Greis, und etliche Thränen stürzten über seine blassen Wangen herab. Sein Gesicht schien voll Verzweiflung zu seyn. — „Mir ging es ehemals sehr gut, fuhr der Arme fort; allein so, wie mich meine Kinder verstießen, so verstieß ich meinen Vater ins Elend. Und nun fluchte mir Gott, und sein Fluch ruht auf meinem grauen Haupte. Gerne, sehr gerne will ich ihn tragen, wenn nur die Strafe Gottes mit diesem Leben ein Ende hat.“ — Dieß gestand der Greis, und das Ende seines Lebens nahte bald heran. Seine letzten Worte waren: „Gott! vergib mir und meinen Kindern!

Dem kleinen Ernest schwamm nach dieser Erzählung eine Thräne im Auge; er ergriff beide Hände seines Vaters, und versprach unter beständigem Weinen, daß er sich dieß traurige Beispiel immer merken, und daß er nie so ein Auswurf der Menschheit werden wolle. Dem Vater gefiel dieses rührende Versprechen des Sohnes, und so lange er und seine Frau lebten, hatten sie das beste Kind an ihrem Ernest, der dem Vater schon in seinem zwanzigsten Jahre die Last der Geschäfte abnahm, und seine Eltern in ihrem Greisenalter noch so liebte, wie er's in seinen Kinderjahren gethan hatte. —

Ihr lieben Kinder! die ihr dieses leset, folget nicht dem bestraften Vater und seinen Kindern, sondern dem braven und rechtschaffenen Ernest, und der Segen Gottes wird auf euch ruhen an jedem Tage eures Lebens. —

15.

Gelegenheit macht Diebe.

Drei Reisende, die vom Rheine kamen, trafen eines Tages bei Sonnenuntergange in einem kleinen Wirthshause an der Straße nach Bremen ein, das nur mehr eine halbe Stunde von diesem Orte entfernt lag. Wer sie waren, sagt die Geschichte nicht, man konnte sie aber wohl für Kaufleute halten, obgleich sie zu Fuß gingen und nur leichtes Gepäck hatten, denn damals verbargen alle Reisende sorgfältig ihre Schätze, um den Räubereien der Wegelagerer zu entgehen. Wie dem auch sei, am andern Tage bei Sonnenaufgange machten sich die drei Reisenden in Gesellschaft wieder auf den Weg. In einer kleinen Vertiefung des Weges bemerkten sie ein sorgfältig verwahrtes, halb im Schlamme vergrabenes Fäßchen. Der Widerstand, den jener erfuhr, welcher es herausziehen wollte, veranlaßte ihn zu einem Ausrufe des Erstaunens. Seine Begleiter kamen ihm zu Hilfe; alle drei bemühten sich, das Fäßchen erst herauszuziehen und dann zu öffnen. Sie fanden es mit Gold gefüllt. Das Abenteuer war sehr glänzend für Leute, die eine Minute vorher sich glücklich geschätzt haben würden, unausgeplündert nach Bremen zu gelangen.

„Welcher Schatz! rief der Jüngste der Reisenden, wenn er unser wäre!“

„Junger Mann, sagte der Aelteste mit ernster Stimme, er gehört uns nicht. Wir haben nichts zu thun, als ihn denen zurückzugeben, welche ihn verborgen haben, sobald uns Gott die Gnade erzeigt, daß wir sie ausfindig machen.“

„Ho! Ho! sagte der Dritte, wir sind ehrliche Leute, wenigstens sehen wir so aus, und ehrlichen Leuten braucht man ihre Pflicht nicht zu lehren.“

„Habt Ihr zufällig meine Worte für eine schlimme Aufforderung gehalten? antwortete der Jüngste ziemlich unwillig. Ich

bin nicht mehr geneigt als Ihr, mir die Güter Anderer zuzumuthen; das Geld bezaubert mich nicht, Gott sei Dank! Wir wollen nach Bremen eilen, um dem Bürgermeister Anzeige zu machen.“

„Sogleich!“ antworteten seine beiden Gefährten. — Nach diesem Wortwechsel, bei dem ein Jeder seine Ehrlichkeit gepriesen hatte, setzten die drei Reisenden ihren Weg fort. Nach einer halben Stunde wurden sie alle Drei still und versanken in tiefe Gedanken. Sie gingen weit getrennt hinter einander her, im Stillen mit denselben Gedanken beschäftigt, und sahen einander von Zeit zu Zeit verstohlen an. Ihr Gang, der durch diese Gedanken wie durch das Gold langsam gemacht wurde, das sie gefunden, und unterdeß, um die Last sich zu erleichtern, unter einander getheilt, wurde immer langsamer, je näher sie an die Stadt kamen. In dem Augenblicke, als sie die Thürme der Stadt bemerkten, waren sie fast ganz stehen geblieben. Der Jüngste war einige Schritte voraus, und die beiden Andern, die nahe an einander standen, begannen folgendes Gespräch:

„Diejenigen, welche mit einer solchen Summe reisen, müssen sehr reich seyn.“

„Ich sage es, ohne Euch verkleinern zu wollen, sie scheinen mehr zu haben, als wir beide.“

„Ach, wenn der liebe Gott mir eben so viel gäbe, ich reiste gewiß nicht länger im Lande herum.“

„Man könnte sich wohl auch mit weniger begnügen.“

„Wer mögen wohl die Leute seyn?“

„Wahrlich ein großer Herr, der das Geld seinen Unterthanen abgedrängt hat.“

„Wohl möglich, oder auch ein Räuber, der diese Nacht ehrliche und friedliche Reisende wie wir ausgeplündert hat. Ich für meine Person glaube, nur Leute, die stark genug sind, um Andere anzugreifen und auszuplündern zu können, nehmen so viel Gold mit, und bewahren es so schlecht.“

„Bah, sagte der Jüngste, der sich jetzt mit in das Gespräch

mischte. Ihr habt es Beide nicht getroffen. Der Besitzer dieses Schatzes ist ein alter Jude, der sich durch Wucher bereichert hat.“

„Wie, rief der Aelteste, ein Jude? ein verfluchter Wucherer? ein Feind unserer heiligen Religion? Wenn ich das gewiß wüßte! Aber Jude, großer Herr oder Räuber, kommt es nicht auf eines heraus, und ist es nicht traurig, zu denken, daß dieses Gold aus so unreiner Quelle wieder in die Hände zurückkehren soll, die einen verderblichen Gebrauch davon machen werden?“

„Und außerdem könnte noch das Glück von drei rechtschaffenen Familienvätern gesichert werden, setzte der Mann von mittlerem Alter hinzu.“

„Ich habe fünf Kinder.“

„Ich habe acht Kleine und meinen alten Vater zu ernähren. Wir sind alle ehrliche Leute, und was das Gewissen dreier solcher rechtschaffener Leute wie wir nicht erschreckt, muß gut und recht seyn.“

„Zurückgeben, alter Wucherer! rief der junge Mann, aber der Aelteste glaubte diesen Eifer noch zurückhalten zu müssen.“

„Es liegt in unserer Absicht nichts, was der Habsucht gleiche. Wir behalten dieses Gold nicht, um uns davon zu bereichern, sondern blos um es durch einen heiligen Gebrauch wieder zu reinigen. Wir wollen unsere Schulden bezahlen, und diejenigen unserer Kinder bescheiden ausstatten, welche in dem Alter sind, ein eigenes Hauswesen zu führen, die anderen aber fromm zu erziehen. Wollen wir uns hiezu feierlich verpflichten? Außerdem geht es nicht.“

„Ja, wir schwören es! sagte der Andere, und wollen selbst von unserm Ueberflusse etwas Gutes um uns her stiften.“

Als ob es nicht räthlich gewesen wäre, ihren Weg fortzusetzen oder wieder umzukehren, begaben sie sich in ein Wäldchen, das sie in der Nähe sahen, um sich daselbst bis zur Nacht verborgen zu halten. Da sie aber essen mußten, und sie keine Lebensmittel hatten, so sollte einer von ihnen in die Stadt gehen und Speisen holen. Der Jüngste, als der, welcher am besten

auf den Beinen war, wurde damit beauftragt. Zum Pfande seiner Rückkehr hatte er seinen Theil in den Händen seiner Gefährten gelassen. Diese waren nicht unbesorgt wegen der übeln Gedanken, die ihm auf dem Wege in den Sinn kommen könnten. „Wenn eingebildete Ehre oder die Hoffnung auf große Belohnung ihn veranlassen sollte, uns gar zu verrathen! Er ist jung und unbesonnen; er würde sein Geld bald durchbringen, dann können Gewissensbisse, und wer weiß, was dann folgt.“ — Sie fanden noch viele andere Gründe gegen den Abwesenden. Sein wirkliches Unrecht aber in ihren Augen war die große Summe Gold, und es schien ihnen besser, die Hälfte von der Summe zu besitzen, als nur den dritten Theil. Sie verstanden einander bald und entschlossen sich, den jungen Mann aus dem Wege zu schaffen. Die Stunden vergingen und er kam nicht, ihre Unruhe verdoppelte sich in jeder Minute, und schon hatten sie sich mehrmals nach ihm umgesehen. Endlich sahen sie ihn von Weitem und kehrten zurück, um ihn an dem bestimmten Orte zu erwarten. Hier erschlugen sie ihn, und verzehrten sodann die von ihm aus der Stadt geholten Lebensmittel. Aber diese Mahlzeit war ihre letzte, denn die Speisen waren vergiftet.

16.

Der dienstfertige Knabe.

Stephan Armut war gerade zwölf Jahre alt, als ihm Vater und Mutter gestorben waren. Da ihm seine Eltern kein Haus und auch sonst nichts, als eine gute Erziehung, hinterlassen hatten, so sah sich der verwaiste Knabe genöthiget, bei fremden Leuten sein Brod zu suchen. Jeder von den vermöglichen Bauern

im Dorfe hätte ihn gerne als Hirtenknabe aufgenommen, weil er Jedermann als ein gesitteter und artiger Knabe bekannt war. Der nächste Nachbar, gegen den sich Stephan früher auf allerlei Weise gefällig und dienstfertig bewiesen, kam aber allen Andern zuvor. Er hatte auch Stephans Mutter, die bald nach dem Vater starb, dieß schon auf dem Todbette versprochen. Stephan war gerne in diesem Hause; man hatte ihn sehr lieb, und behandelte ihn wie ein Kind im Hause. Und durch sein freundliches, liebreiches und gefälliges Betragen hatte er sich in der ganzen Gemeinde beliebt gemacht. Er verdiente es aber auch, daß man ihn lieb und gern hatte; weil er gegen Jedermann im Dorfe — gegen Erwachsene, wie gegen Kinder, stets gefällig und dienstfertig war. Wo er Jemanden einen Gefallen oder Dienst erweisen, und eine Freude machen konnte, so that er es mit herzlicher Freude; denn er war die Gutmüthigkeit und Freundlichkeit selbst. Die Kinder und Dienstboten im Hause hatten Stephan auch sehr lieb. Sie wußten aber wohl warum. Wenn Eines oder das Andere etwas nicht gerne that, so sprach es nur den Stephan darum an, und sobald er es thun konnte, war er jedesmal willig bereitet, ihnen diesen Gefallen und Dienst zu erweisen. Ja, nie sah man ihn mürrisch oder verdrossen, stets aber freundlich heiter und froh.

An einem Winterabende, da es gerade sehr kalt und stürmisch war, klopfte Jemand gegen neun Uhr noch an's Fenster. Man öffnete dasselbe, und ein Fremder, in einen vornehmen Pelzmantel gehüllt, fragte freundlich nach dem Wege in's nächste Städtchen. Der Oberknecht, an den die Frage gerichtet war, antwortete mit kurzen Worten: „Geht nur durch den nächsten Wald, zu dem Ihr gleich draußen vor dem Dorfe kommen werdet, und in einer halben Stunde seyd Ihr in der Stadt. Darauf schlug er das Fenster wieder zu.“ —

Diese grobe und unfreundliche Abfertigung des Oberknechtes that dem guten Stephan im Herzen wehe. Er zog sogleich Rock und Schuhe an, eilte zur Thüre aus dem Hause hinaus, und zu dem Fremden hin, der noch unschlüssig vor dem zugeschlagenen

Fenster stand. „Guter Herr! sprach er freundlich zu ihm, Sie können unmöglich zur Nachtzeit, und bei einer so kalten und stürmischen Witterung den Weg durch den Wald in die Stadt finden, weil der Sturm die Wege überall mit Schnee überweht, und somit ungangbar macht. Ich bin aber mit allen Wegen in jenem Walde so gut bekannt, daß ich Sie demungeachtet in die Stadt führen kann." — Nach diesen freundlichen Worten schickte er sich sogleich an, dem Fremden als Wegweiser voranzugehen. Der Fremde betrachtete den Knaben mit Erstaunen, und war über sein gefälliges Benehmen innigst gerührt. Unterwegs sprach er mit dem freundlichen Stephan über Allerlei und befragte ihn über Manches. Wenn Stephan dem Fremden in's Angesicht geschaut hätte, so würde er leicht bemerkt haben, wie erfreut dieser über seine verständigen Antworten war.

Der Weg nach der Stadt war um diese Zeit vom Dorfe aus wirklich schwer zu finden, und der Fremde sah klar ein, daß Stephan wahr gesprochen, und er ohne einen sichern Führer im Walde sich verirrt, und die ganze Nacht nicht nach der Stadt gekommen wäre. Nach einer Stunde, und nicht ohne Schwierigkeit waren sie endlich dahin gekommen. Der Fremde ging geradezu in das Schloß des reichen Gutsherrn, und er wurde daselbst als Onkel mit Jubel und Freude empfangen. Jetzt erfuhr Stephan, der mit dahin gefolgt war, daß der Fremde ein vornehmer Herr, und auch ein Verwandter der Gutsherrschaft sei, dem, ganz nah' am Ziel seiner Reise, ein Rad am Wagen zerbrochen war, und ohne die Reparirung desselben abzuwarten, den kurzen Weg zu Fuß machte. „Wenn er aber auch ein Bettler gewesen wäre, dachte Stephan in seinem Herzen, so hätte ich ihn eben so gerne in die Stadt geführt, wie diesen Herrn da." — Obwohl die Herrschaft seine edlen Gedanken nicht wußte, sahen ihm doch alle schon im freundlichen Gesichte an, daß er ein sehr gutes Herz besitzen müsse. Und davon hatte sich der Fremde ja so eben überzeugt. Stephan wurde nun freundlich und gut bewirthet, und dann von dem Fremden unter folgenden Worten entlassen:

„Lieber Stephan! gehe jetzt hurtig nach Hause, damit deine Leute wegen deinem Ausbleiben nicht in Sorge um dich sind; morgen aber wünschte ich sehr, daß du mit deinem Dienstvater gegen Mittag wieder hieher kommest, weil ich mit diesem etwas sehr Nothwendiges sprechen möchte; grüße mir ihn, und sage ihm, daß ich euch beide bestimmt erwarte. Jetzt behüte dich Gott auf dem Wege nach Hause! —

Stephan und sein Dienstvater erschienen in ihren Festtagskleidern zur bestimmten Zeit im Schlosse, nicht wenig neugierig, was denn wohl der fremde Herr mit ihnen Nothwendiges zu reden habe; doch sie erfuhren es bald zu Stephans großer Freude und künftigem Glücke.

Der Fremde war ein reicher Gutsbesitzer, dessen Landgut eine starke Tagreise vom Schlosse in die Stadt entfernt lag; er und seine Gattin hatten keine Kinder; aus diesem Grunde faßte er den Entschluß, den guten und wohlgesitteten Stephan an Kindesstatt anzunehmen, und ihn zu einem verständigen Mann erziehen zu lassen. Nachdem dieser Entschluß Stephan und seinem Dienstvater mitgetheilt war, und beide das Glück erkannten, das der edle Fremde hier anbot, nahm Stephan unter Dankesthränen von seinem Dienstvater Abschied, und reiste mit seinem zweiten Vater nach dessen Landgut, wo auch seine Gattin ihn mit Freuden als seine zweite Mutter aufnahm, und auf's Beste verpflegte.

Stephan lebt noch recht glücklich, geehrt und geschätzt, zum Segen der ganzen Umgegend des herrschaftlichen Schlosses, als einziger Erbe seiner zweiten Eltern. — So wurde Stephans Dienstfertigkeit belohnt! —

Ihr lieben Kinder! thut euch die Dienstfertigkeit des Stephan und seine Belohnung nicht recht wohl im Herzen. O, wenn doch alle Menschen gegen einander so wären! es wäre ein schönes Leben auf der Erde. Das wäre alsdann ein Leben nach dem Geiste Jesu. So war er, der größte Menschenfreund gegen Jedermann, als er noch auf der Erde unter den Menschen war. Er hat daher auch einmal zu seinen Jüngern gesagt: „Wer der

größte im Himmelreich seyn will, der sey des Andern Diener.“ Und der heilige Apostel Paulus sagt: „In der Bruderliebe seyd recht herzlich gegen einander, und in der Achtung kommt einander zuvor.“

Ja, ihr Kinder, seid immer freundlich, dienstfertig und liebreich gegen Jedermann, und suchet ja Niemanden zu betrüben, und Gott und gute Menschen werden euch stets ehren, lieben und segnen. —

17.

Lohn des Vertrauens auf Gott,

oder

Gott verläßt die Armen nicht.

In einem Dorfe an der Isar, das an einer viel besuchten Landstraße liegt, wohnte in einer baufälligen Hütte eine sehr arme, aber fromme und gottesfürchtige Wittwe. Ihr braver Mann, der zu frühe starb, hatte ihr außer dieser Hütte und einem Knaben, der Anton hieß, nichts hinterlassen, was sie eigen nennen konnte. Sie nährte aber sich und ihr Kind, so lange sie gesund war, mit der Arbeit ihrer Hände. Ihr Verdienst war klein, dennoch lebte sie genügsam und zufrieden. So kümmerlich auch ihr Auskommen war, so lag ihr denn doch die Erziehung ihres Kindes mehr am Herzen, als die Nahrungssorgen. Anton war erst sechs Jahre alt, und er konnte schon so herzlich und vertrauungsvoll beten. Recht oft, wenn die gute Mutter in der Noth

war, wenn der Hunger den kleinen Anton quälte, er Brod begehrte, und die Mutter keines hatte, da knieeten sie in ihrem engen Stübchen allemal auf den Boden nieder, und beteten zu dem lieben Gott, daß er es doch so fügen wolle, damit es irgendwo etwas zu verdienen gäbe. Und ihr vertrauungsvolles Gebet wurde fast jedesmal auf der Stelle erhört und belohnt. Bald brachte ihr unvermuthet eine reiche Bäuerin etwas zu spinnen, oder zu stricken, bald verlangte sie Jemand zum Waschen, oder sonst zum Arbeiten auf dem Felde. Und da gab es dann mehrentheils über den Lohn hinaus, entweder Brod oder Mehl, Milch oder Butter. Und so war der armen Wittwe immer wieder aus der Noth geholfen.

Manche andere arme Wittwe, die nicht so fromm und arbeitsam gewesen wäre, wie diese, hätte vermuthlich weder gebetet, noch auf Arbeit gewartet, sondern ihr Kind auf den Bettel geschickt. Aber das wollte die gute Wittwe nicht, sie wollte, so lange es ihre Kräfte erlauben würden, arbeiten, und damit sich und ihr Kind ehrlich ernähren. Wenn ihr gute Leute unaufgefordert etwas gaben, so nahm sie es mit Dank an, aber zum Betteln konnte sie sich durchaus nicht entschließen, und auch ihr Kind nicht dazu anhalten. Sie sagte einmal zu Anton, als ihr gerade das Brod wieder ausgegangen war: „Höre, liebes Kind, verzage deßhalb nicht, weil du oft Hunger und Mangel leiden mußt; es thut mir allezeit sehr leid um dich. Es gäbe zwar ein leichtes Mittel, wodurch du bald zu einem Stücklein Brod kommen könntest, du dürftest nämlich nur, wie viele andere arme Kinder, betteln gehen. Aber, lieber Anton, so lange ich gesund bin, und arbeiten kann, mußt du ja zum Betteln deine Zuflucht nicht nehmen; nicht als wenn das Betteln für arme Leute eine Schande wäre, sondern weil es theils noch dürftigere Arme gibt, als wir sind; theils das Betteln für Kinder sehr gefährlich ist. Denn ein Kind, das einmal das Betteln

angefangen hat, findet bald Wohlgefallen an einem so müßigen Leben, wird ein Müßiggänger und endlich ein Taugenichts. Lerne du lieber brav arbeiten, und dann, wenn wir zu zwei auf den Taglohn gehen, so werden wir auch einen größeren Verdienst und besser zu leben haben, als jetzt. Wir haben bisher auf den lieben Gott vertraut, und er hat uns noch nie verlassen, wir wollen das Vertrauen auf ihn nie verlieren." Und wirklich in diesem Augenblicke wurde ihnen wieder aus der Noth geholfen. Die Mutter bekam Arbeit, und Beide etwas zu essen.

Einmal, an einem stürmischen Nachmittag trug die gute Mutter einen Bündel Garn, das sie mit vielem Fleiße und sehr fein gesponnen hatte, in ein reiches Bauernhaus, woher sie es zum Spinnen bekommen. Sie nahm auch Anton mit. Das Haus war ohngefähr eine viertel Stunde von ihrer Hütte entlegen. Schon unterwegs überfiel sie ein heftiger Sturmwind, daß sie fast nicht mehr fortkommen konnten. Doch arbeiteten sie sich noch wacker durch, und kamen glücklich, aber sehr ermüdet und mit zerzausten Kleidern in dem Bauernhofe an. Man gab ihr da über den guten Spinnerlohn, weil man mit dem Garne sehr zufrieden war, noch Mehl und Eier mit. Die Mutter wollte mit Anton unter herzlicher Danksagung wieder heimkehren. Aber in diesem Augenblicke wüthete der Sturm so heftig, daß sie unmöglich fortkommen konnten; sie mußten daher noch länger bleiben. Die Stöße des Sturmwindes wurden immer häufiger und heftiger; das ganze Haus zitterte und bebte, und so gut es auch noch im Stande war, den heftigen Windstößen zu trotzen, so war man doch keinen Augenblick sicher, ob nicht der wüthende Sturm selbst das noch neue Schindeldach abdecke. Was man befürchtete, geschah auch. Alles im Hause zitterte vor Schrecken und betete; denn man glaubte nicht anders, als der jüngste Tag sey angekommen. Niemand betete im Stillen herzlicher und vertrauungsvoller, als die

arme Wittwe und ihr kleiner Sohn. Denn sie dachten in diesem schrecklichen Augenblicke an ihre alte Hütte. „Ach, um Gottes willen!“ rief die gute Mutter etliche Mal aus: „was wird wohl aus unserer Hütte geworden seyn?“ Sie betete und betete wieder, und der Sturm wüthete fort.

Jetzt legte sich der Sturm, und Jedermann athmete leichter. Nun trat die arme Wittwe mit Anton den Rückweg an. Aber wie war es ihnen zu Muthe, als sie unterwegs erst recht die Verheerungen des heftigen Sturmes erblickten! Fast überall waren die Dächer der Häuser und Scheunen abgedeckt, da und dort die größten Bäume zerspalten und kleinere entwurzelt. Dieß nahm der armen Mutter gänzlich die Hoffnung auf die Erhaltung ihrer Wohnung.

Beide kamen nun auf dem Platze derselben an; wie niederschlagend und traurig war für sie dieser Anblick. Von der ganzen Hütte sahen sie nichts mehr, als zerstreut herumliegende Ueberreste. Der Sturm hatte gar grausam mit ihr gehaust. Bei diesem traurigen Anblicke traten dem armen Weibe Thränen in die Augen, und Anton weinte überlaut. „Weine nicht, liebes Kind, sprach nach einer Weile die Mutter, indem sie mit Mühe ihre eigenen Thränen zurückhielt. Weine nicht; denn der liebe Gott, der uns ja Alles nur zum Besten wendet, hat es so geschehen lassen. Wir sind zwar jetzt recht arme Leute; denn mit unserer Hütte haben wir unsere ganze Habe verloren.“

Jedoch Alles haben wir nicht verloren — das Beste besitzen wir ja noch — nämlich ein gutes Gewissen und den Glauben an Gott, den allmächtigen und allgütigen Vater der Wittwen und Waisen. Wir wollen nur unsern Glauben und unser Vertrauen auf Ihn nicht verlieren, und dann werden wir gewiß nicht ganz verlassen seyn. Sind wir doch jetzt nicht ärmer als Jesus, unser lieber Heiland es war, da er selbst sagte: „Die Füchse haben ihre Höhlen und die Vögel ihre Nester; aber des Menschen Sohn hat nicht einmal so

viel Eigenes, wohin er sein Haupt legen könnte." Setzen wir nur, eben so wir Er, unser ganzes Vertrauen auf Gott; dann werden wir auch in unserer größten Armuth den Frohsinn nicht verlieren.

Hierauf knieeten Mutter und Kind nieder zum Gebete, worin sie Trost und Stärkung suchten. Dieser rührenden und erbaulichen Scene sah ein Fremder zu, der mit einer Kutsche daher gefahren kam, an dieser Stelle anhielt, und eine gute Weile unbemerkter Zuschauer und Zuhörer war — denn die arme Wittwe betete laut. — Der Fremde stieg aus, und trat mit einer Thräne im Auge, zu den Betenden hin. Denn der traurige Anblick der zerstörten kleinen Wohnung sagte ihm schon, daß es arme und unglückliche Leute seyn müssen. Tief gerührt redete er sie an, und erkundigte sich noch genauer nach ihrer Lage und ihren Verhältnissen. Aus ihren Antworten erkannte er bald, daß sie die ärmsten Leute von der Welt seyen. Mitleidsvoll zog der Fremde eine reich gefüllte Börse aus seiner Tasche, und überreichte davon eine Summe Geldes der armen Wittwe. Diese erschrack ob so viel Geld, und getraute sich fast nicht, es anzunehmen. Jedoch auf des Fremden freundliches Zureden nahm sie das Geld mit Dankesthränen an. Anton küßte zugleich mit der Mutter dem unbekannten Wohlthäter die Hand, und benetzte sie mit Thränen.

Der Fremde stieg gerührt wieder in seine Kutsche und entfernte sich. Die Wittwe aber und ihr Kind fielen auf's Neue auf ihre Kniee nieder, und dankten dem lieben Gott für diese so schnelle Hilfe; und beteten für ihren Wohlthäter. Sie beteten noch, als der Fremde in seine Kutsche wieder zurückkehrte, den Betenden zurief, sie möchten hier warten, bis er aus dem Dorfe zurückkomme. Warum hatte er so schnell wieder umgekehrt? und was will er in dem Dorfe thun, aus dem er doch so eben gekommen war? Der Grund davon war der edle Entschluß einer zweiten, noch schöneren That

der Liebe. Im Dorfe ging er zum Herrn Pfarrer, bei dem er sich noch ausführlicher über die arme Wittwe und ihren Sohn erkundigte, und bei dem er erfuhr, daß dieses die besten Menschen von der Welt seyen. Die Wittwe und ihr Sohn wurden schnell zum Pfarrer gerufen. Sie kamen; und wie groß war ihr Erstaunen, als sie ihren Wohlthäter dort trafen! Der Pfarrer theilte ihnen nun das edle Vorhaben des Fremden mit, daß er sie nämlich mit sich nehmen und gut versorgen wolle. Wer könnte wohl die Freude und den Dank dieser beiden Armen beschreiben!

Sie reisten noch an demselben Tage mit dem Fremden ab, kamen glücklich in dessen großem, schönem Hause an und wurden da überaus glücklich. Dieser Fremde, war nämlich ein reicher Kaufmann, der seine Gattin vor kurzer Zeit durch den Tod verloren hatte; sie hinterließ ihm eine liebenswürdige Tochter, die gerade von Antons Alter war. Er nahm nun den kleinen Anton als seinen Sohn an, ließ ihn, wie seine Tochter gut erziehen, und sorgte für ihn und seine gute Mutter wie für sein eigenes Kind. Dieß war einstweilen der Lohn für ihr so großes Vertrauen auf Gott. Aber wie groß wird ihr des edlen Kaufmanns Lohn erst seyn, jenseits im Lande des Friedens!

18.

Gott wird helfen.

In einem herrschaftlichen Markte in Bayern wohnte vor vierzig Jahren ein ehrlicher und christlicher Handwerksmann — genannt Meister Jakob. Er arbeitete als ein armer Schuhmacher bei seiner Handthierung kümmerlich fort. Fünf Kinder waren der Segen seines Ehestandes; aber bei all seiner Mühe und Arbeit, die er oft lange in die Nacht hinein fortsetzte, konnte er dennoch den Seinigen nicht genug Nahrung verschaffen. Im Markte waren mehrere Schuhmacher, und man ging mit neuer Arbeit eher zu diesen als zu ihm; theils weil man ihn als einen alten Mann verachtete, theils weil die andern, die größtentheils junge Männer waren, das Handwerk besser als er zu verstehen glaubten. Kurz, Meister Jakob hauste sich ohne sein Verschulden sehr hart, und er mit den Seinigen hatte oft nicht trocken Brod genug zu essen, zur Zeit, wo andere in Saus und Braus dahin lebten. Meister Jakob hatte zwar einen Sohn in der Stadt, der ein Herr war, wie die Leute sagen; allein dieser konnte bei seinem geringen Einkommen, und bei der Hilfe, die er seinem Vater leistete, soviel nicht erübrigen, daß er durch Geldvorschuß seinem Vater auf einmal aus der Noth hätte helfen können. Des armen Vaters Jakob Trost, besonders nach verrichtetem Gebete, war immer das Sprüchlein: „Gott wird helfen, er wird uns nicht im Elende verschmachten lassen.“ —

Dieses Sprüchlein wollte zwar seinem Weibe, die auf Gottes Vorsehung nicht so viel vertraute, wenig Beruhigung verschaffen; allein sie mußte gleichwohl Gottes Willen abwarten. Und Gott der Herr, der auch den Raben speiset, kommt gewiß zur rechten Zeit. Der Sohn eines Handelsmannes

aus dem Orte hatte von einem Vetter eine beträchtliche Erbschaft erhalten, und sein Vater schenkte ihm davon ein ziemliches Stück Geld, das er zu seinem Gebrauche verwenden durfte, doch müsse er dem Vater darüber Rechenschaft ablegen.

Dieser junge Mensch, der in der Stadtschule etwas mehr als eine todte Sprache erlernt hatte, der sich's durch Beihilfe seines Lehrers angelegen seyn ließ, besonders sein Herz zu guten, menschenfreundlichen Handlungen zu bilden, bekam auf solche Weise die beste Erziehung. Seine Seele blutete bei den geheimen Leiden und Unglücksfällen seiner Mitmenschen, und wenn er irgend einen Unglücklichen nicht retten konnte, waren Thränen getreue Zeugen seines mitleidenden Herzens. So war der Jüngling gebildet, als er mit seinem Gelde zum Vater in die Vakanz nach Hause kam. Er besuchte fleißig alle Nachbarn, besonders war Meister Jakob sein Liebling; denn er bemerkte an dem Manne so was Redliches und Biederes, daß er viele Abende bei ihm zubrachte. Jakob erzählte ihm vieles von der Fremde, und von jenen Ortschaften und Ländern, von ihren Sitten und Gebräuchen, wo er überall gewesen. Dieß war dem braven Jungen sehr lieb, und er wünschte, dem Meister Jakob gefällig seyn zu können. Einmal sprachen sie zusammen von Reichthum und Armuth, und einige Seufzer, die dem guten Jakob entfuhren, waren die Verboten dessen, woran er krank war; setzte aber immer wieder sein beliebtes Sprüchlein bei: „Gott wird helfen.“ — Seine Krankheit errieth der brave Jüngling gleich, der ohnehin schon Dürftigkeit und Armuth an den Wänden des Zimmers bemerkte. Er bat daher den Meister, daß er mit eines bayerischen Mannes Herz sein Anliegen entdecken sollte. Jakob that es freimüthig und sagte: Sie sehen hier, lieber Christian! die ganze Einrichtung und die Art und Weise, wie ich mich fortzubringen suche. Ich und mein Weib und die fünf Kinder brauchen täglich viel Brod, und manche Tage

bin ichs nicht im Stande, uns dieses zu erarbeiten; denn es gibt des Verdienstes zu wenig. Da ich das Leder nur stückweise kaufen kann, so muß ich es theurer bezahlen, und der Gewinn bleibt dem Lederer. Ich kann so viel niemal zusammen bringen, daß ich mir einen Vorrath am Verlage beischaffen könnte. Hätte ich diesen, so könnte ich mit Kaufarbeit die Märkte beziehen, und wir würden uns nach und nach aus der Noth herausreißen, und uns zu einem fortdauernd ehrlichen Einkommen verhelfen.

Christian hörte sehr aufmerksam zu, und bedachte sich nicht lange, was er thun sollte. Er langte seine Börse hervor, zog zwölf Dukaten aus derselben, und gab sie dem ehrlichen Jakob. „Das sey Euer, sagte er, lieber Jakob! Ich danke dem Himmel, daß er mir heute Gelegenheit verschafft, mein Geld für so einen ehrlichen Mann verwenden zu können. Ich bin glücklich, wenn ich sehe, daß ich zu Euerm Fortkommen was beigetragen habe."

Jakob stand da, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Seufzer, Thränen im Auge erstickten seine von heißem Danke volle Empfindung. Man mag sich's wohl selbst vorstellen, was in einem Menschen vorgehen muß, der auf einmal so eine Wohlthat erhält, welche ihn aus seinen betrübtesten Umständen heraushilft. Christian war weit entfernt, sich vielen Dank seiner Liebes-Gabe sagen zu lassen. Er kannte die Sprache des Herzens, die tausendmal beredter ist, als alle Rednerzungen. Er schlich sich aus dem Hause, ging vergnügt zu seinem Vater, und legte ihm die Rechnung über sein verwendetes Geld ab. Der brave Handelsmann umarmte seinen Sohn, und ermahnte ihn zur Fortsetzung seiner edeln Gesinnungen. Er hatte Freude an seinem Sohne, der ihm die schönste Hoffnung gab, ein geschickter und rechtschaffenes Mann zu werden. Die ehrliche Schuhmacher-Familie wirthschaftete mit diesem Geschenk so gut, daß sie in Zukunft

in keine Gefahr mehr kam, das Leben elend und kümmerlich hinbringen zu müssen.

Edler Jüngling! dich ziert kein Titel noch Ordensband; aber du bist mir lieber, als des reichsten Königs seine Güter, seine Tafeln, Musik, Silber, Gold und als alle seine Lustbarkeiten.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schneid, Johann Nepomuk,

Jugendspiegel, oder: lehrreiche Erzählungen

Bd.: 3. (1842). - 80 S.

Passau 1842

Paed.pr. 3290-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761200-7